germ.

P. o. germ. Majer. F.
895 u - 2

<36635480760018 S

<36635480760018

Bayer. Staatsbibliothek

Bertrand Du-Guesclin.

Romantische Biographie

von

Friedrich Majer.

Zweyter Theil.

Bremen,
bei Friedrich Wilmans,
1802.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bertrand Du-Guesclin.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Sevilla hatte Peter der Grausame als die letzte Stütze seines Königthums betrachtet, an diese Stadt seine letzten Hoffnungen geknüpft. Die Festigkeit ihrer Lage, die Tapferkeit der Besatzung und die Treue ihrer Einwohner schienen ihm hinreichend, die siegreichen Fortschritte seiner Feinde so lange aufzuhalten, bis er einen Heerhaufen zusammengebracht hätte, ansehnlich genug, um sich im freien Felde zeigen zu können. Er eilte an die Küste, um zu Schiffe zu den benachbarten Königen zu reisen und sie um Hülfe in seinen Angelegenheiten zu ersuchen, durch deren Verlauf alle Souverains sich gekränkt finden müßten. An den König von Portugal, seinen Oheim, hatte er schon vorher, in gleicher Absicht, Abgeordnete geschickt. Bei seiner An=

kunft in Cadix erfuhr er zu seinem großen Mißvergnügen, daß sein Oberschatzmeister Don Martin Guez noch kein Geld herbeigeschafft hatte, ohngeachtet seines ausdrücklichen Befehls, allen vorhandenen Vorrath auf Fahrzeuge zu packen, und den Fluß abwärts hieher gehen zu lassen. Aber auch die Ursache blieb ihm nicht verborgen. Das Volk hatte auf die Nachricht davon den Fluß mit einer Menge Kähnen bedeckt, in der Absicht, dieses Geld wegzunehmen, und man hatte es bis auf günstigere Gelegenheit unterdessen anderwärts in Sicherheit bringen müssen. Nun hielt er sich nur einen Tag in Cadix auf. Nachdem er seine Equipage hatte einschiffen lassen, bestieg er sein Schiff, und nur zwei andere begleiteten es. So mußte dieser Fürst, kurz vorher noch der Tyrann eines großen Königreichs, dessen Meere von seinen Flotten bedeckt waren, die vaterländischen Ufer verlassen.

In diesen Augenblicken fühlte er zuerst, bei Vergleichung seines vorigen und seines jetzigen Zustandes, die Tiefe seines Falls. Von dem unerträglichen Gefühl seines jetzigen gequält, öffnete

sich sein stolzes, hartes Herz dem Schmerz. Seine veränderten Gesichtszüge, sein finsteres, nur durch tiefe Seufzer unterbrochenes Stillschweigen, waren Verräther der Schwermuth, die sich seiner bemächtigt hatte. Starr und unbeweglich hieng sein Auge an den Spanischen Küsten, als sie den Hafen verließen, und endlich rief er aus: Ich werde dich wiedersehen! Einer seiner Gefährten antwortete ihm: Gewiß habt ihr das von der Gerechtigkeit eurer Sache zu hoffen, aber auch die Streiche eures gegenwärtigen Schicksals als Belehrungen anzunehmen, Gerechtigkeit und Güte in Zukunft höher zu schätzen. Noch einmal wiederholte er: Ja ich werde Spanien wiedersehen, und zum Schrecken meiner Feinde wiedersehen!

Ein günstiger Wind brachte ihn bald und glücklich nach Lissabon, wo er von dem König mit aller Höflichkeit aufgenommen wurde. Er setzte das durch seine Abgeordneten schon vorgebrachte Anbringen weiter auseinander, und versprach seine älteste Tochter dem Infanten von Portugall zur Gemahlin zu geben, wenn man

ihn mit Geld und Truppen unterstützen würde. Man entschuldigte sich aber, ihm nicht helfen zu können, nicht allein wegen der Armuth dieses kleinen Reichs an Menschen und Geld, sondern auch, weil man es eben deswegen nicht der Gefahr eines Kriegs mit dem König Heinrich und seinen Bundesgenossen aussetzen dürfe. Ueberzeugt, diesen Entschluß nicht wankend machen zu können, ersuchte Peter den König von Portugall nur um die Vergünstigung, durch seine Länder reisen zu dürfen, worauf er sich sogleich auf den Weg machte, seinen treuen Ferdinand von Castro in Galicien aufzusuchen. Kaum hatte er Lissabon verlassen, so erschien auch von Seiten des Königes Heinrich der Engländer Mattheus von Gournay, den König von Portugall in seinen Gesinnungen zu befestigen.

Heinrich, von der Anwesenheit des Castro und Don Pedro in Galicien unterrichtet, befürchtete von ihrem Einfluß eine Veränderung der Gestalt der Sachen in Burgos und Altcastilien. Dieses zu verhindern, und zugleich, um den verdächtigen König von Navarra näher zu beobachten und

den Grafen von Foix in Respect zu erhalten, rückte er mit seinem Heer in diese Provinz. Don Pedro begab sich sogleich wieder auf die Flucht in Begleitung der Maria Padilla und seiner beiden Töchter. Seine Abreise bezeichnete er durch die grausame Ermordung des Erzbischofs von Compostella. Castro blieb in Galicien zurück, um nach Kräften für seinen Herrn zu wirken. Kaum aber war Heinrich eingerückt, so huldigten ihm die vornehmsten Herren, und die Städte überschickten ihm die Schlüssel ihrer Thore. Nur Castro, entschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, mußte belagert werden; nachdem aber die Belagerung einige Zeit gedauert hatte, versprach er, die Festung zu übergeben, wenn sein Herr nicht bis Ostern mit einem mächtigen Heer in Spanien erscheinen würde. Im Vertrauen darauf reiste Heinrich unterdessen nach Navarra, in unseres Helden Gegenwart eine Zusammenkunft mit Carl dem Schlimmen zu halten. Carl erneuerte sein Versprechen, dem Bund gegen Don Pedro beizutreten, ihn auf keine Weise zu unterstützen, ja auf den Fall,

daß der Prinz von Wales ihm Hülfstruppen schicken würde, ihnen den Durchzug durch seine Länder mit Gewalt zu verwehren; denn man hatte in Erfahrung gebracht, daß Peter sich in Guyenne befände. Heinrich verabschiedete hierauf die Engländer, die in seinen Diensten waren, weil der Prinz von Wales sie zurückberufen hatte; unser Held aber gieng nach Frankreich, um Truppen für den nächsten Feldzug in Spanien zu werben.

Castro davon unterrichtet, daß Bertrand nach Frankreich gegangen sei und die Engländer entlassen worden wären, versammelte schnell seine Freunde und Anhänger, und eroberte den größten Theil der in Galicien verlorenen Plätze wieder. Heinrich hielt unterdessen Landtag in Burgos, erneuerte sein Bündniß mit dem König von Arragonien, und bereitete sich vor, seine Eroberungen mit Gewalt zu behaupten. Don Pedro auf der andern Seite befand sich zu Bourdeaux, bemüht, den tapfern Prinzen von Wales für seine Sache zu gewinnen. Er stellte ihm vor, diese Gelegenheit, ihn wieder auf den Thron zu setzen,

könne die Krone aller seiner Heldenthaten werden, wenn er als Retter eines unterdrückten Königs aufträte. Seine Wiedereinsetzung sei leicht, wenn sie ein so glücklicher, tapferer und geehrter Fürst unternähme. Die alte und natürliche Liebe der Unterthanen zu ihrem rechtmäßigen Beherrscher würde ihm entgegen kommen, wenn er mit einem mächtigen Heer in Spanien erschien. Schon sei die Reue, auf die Seite seines Feindes getreten zu seyn, überall sichtbar, und wenn sein Retter sich zeigte, würde man eilen, durch einen allgemeinen Abfall auch eine allgemeine Amnestie zu verdienen. Auch sein eigenes Interesse erfordere es, ihn wieder einzusetzen; denn wäre Heinrich einmal ruhiger Besitzer von Castilien, und nachher wie jetzt ein Freund der Franzosen, würde er ihnen gewiß auf alle Weise Beistand leisten, die Engländer aus Guyenne zu vertreiben. Er versprach, für den wichtigen Dienst seiner Wiedereinsetzung für sich und seine Nachkommen die Königreiche Castilien und Leon von dem jedesmaligen Könige von England in Lehn zu nehmen und endlich

auch alle Kriegskosten zu bezahlen. Zur Sicherheit bot er dem schwarzen Prinzen alle seine Schätze an und seine Töchter als Geiseln. Unter seinen Schätzen zeichnete sich vor allen eine große goldene Tafel aus, mit den edelsten Steinen des Morgenlandes reich besetzt, die einen Karfunkel von bewundernswürdiger Größe und so blendendem Glanze umgaben, daß er in der Nacht besser leuchtete als einige Lichter.

Der Prinz nahm diese Vorstellungen und Versprechungen wohl auf, versicherte aber, ohne Einwilligung seines Vaters nichts beschließen zu können, und schickte sie nach England. Die weisen Rathgeber des Königs fanden es zwar höchst ungerathen, sich in diesen Krieg zu mischen; allein der Eifer des schwarzen Prinzen, gegen unsern Helden aufzutreten, die Begierde des Königs, die Könige von Castilien unter seinen Vasallen zu sehen, und der Neid, von den Franzosen eine so schöne Eroberung gemacht zu sehen, stellten ihnen mächtige Hindernisse in den Weg. Man erinnerte sich an die alten Bündnisse zwischen Castilien und England, man be-

dauerte einen so unglücklichen abgesetzten König, und fand es gefährlich, einen Bastard ohne Recht und Anspruch auf dem Throne zu lassen. Kurz, Eduard schickte seinem Sohne uneingeschränkte Vollmacht, zu thun, was er für gut hielt. Was er aber dafür halten würde, sah man schon vorher, denn er schickte zugleich seinen zweiten Sohn, den Herzog von Lancaster, mit vierhundert Lanzenknechten und vierhundert Bogenschützen ab, den Prinzen auf diesem Zuge zu begleiten.

Der Prinz hatte kaum die Antwort seines Vaters erhalten, als er auch den Krieg gegen Spanien beschloß. Von dem Augenblicke an war man durch ganz Guyenne mit Werbungen und Vorbereitungen beschäftiget. Die Gascognischen Herren waren bemüht, bei dieser Gelegenheit ihre Liebe zu dem schwarzen Prinzen und ihren Muth zu beweisen, und wetteiferten, die auserlesenste Mannschaft zu haben. Die einzige Schwierigkeit war noch, nach Spanien zu kommen, weil Carl der Schlimme, dessen neuerliche Verbindung mit Heinrich man wußte, Herr der Pyrenäen-Päße war, und durch den

geringsten Widerstand das ganze Heer in Gefahr setzen konnte. Da man ihn jedoch als einen schlechten Worthalter kannte, so wurden Johann Chandos und der Captal von Buch an ihn abgeschickt, und sie brachten es bald dahin, daß er sich zu einer förmlichen Verbindung mit dem Prinzen entschloß; aber eben so bald brachten ihn Drohungen und Vorstellungen von Heinrichs Seite wieder davon ab.

Zweites Kapitel.

Der König Heinrich konnte sich lange nicht überzeugen, daß sich die Engländer eines so gottlosen und allgemein verhaßten Königs, wie Don Pedro war, annehmen, und einer so unsichern Sache unterziehen würden. Er besprach sich mit unserm Helden, und sagte ihm: Ganz Spanien sei durch die Nachricht in Unruhe gesetzt, der schwarze Prinz werde den Don Pedro mit einem zahlreichen Heer unterstützen. Es koste ihm zwar Mühe, zu glauben, daß ein so scharfsinniger Fürst eine so unkluge und unpolitische Unternehmung begünstigen könne, deren unglücklicher Ausgang fast mit Gewißheit vorherzusehn sei. Don Pedro sei in ganz Spanien gehaßt, jedermann fürchte sich, wieder unter seinen tyrannischen Scepter zu kommen, er habe weder

Freunde, feste Plätze, noch Geld, und überhaupt fehle ihm alles, was er selbst habe, so daß man jenes Gerücht wohl für ungegründet halten möchte. Bertrand entgegnete ihm: Euer Schluß ist zwar richtig, gnädiger Herr! aber das Glück bethört auch die Weisesten. Der Prinz von Wales, stolz gemacht von dem Ruhm seiner immer glücklichen Unternehmungen, glaubt, seiner Tapferkeit und seinem Glücke sei alles leicht. Darnach, und nicht nach dem, was ein weiser Mann unter solchen Umständen thun sollte, muß man seine Maßregeln nehmen, und bemüht seyn, sich den Unterthanen angenehm zu machen, die Großen zu ehren, ihre Hoffnungen zu nähren, die Gemeinheiten zu befriedigen; man muß für die Vertheidigung der Grenzfestungen sorgen, sich der Nachbarn versichern, die Pässe verſperren, das Heer richtig bezahlen, es in guter Mannszucht erhalten, und den Himmel durch öffentliche Gebete um Hülfe anflehen. Ich selbst will nach Frankreich eilen, eine Anzahl tapferer Männer zu versammeln, die ich noch zur rechten Zeit zum Heer zu bringen hoffe.

Heinrich beschloß, sowohl in Ansehung seiner Unterthanen, als der Könige von Navarra, Portugall und Arragonien, diese Rathschläge zu befolgen. Unserm Helden trug er auf, den letztern auf der Reise nach Frankreich zu besuchen. Bertrand traf ihn in Barcellona, und wurde auf das gnädigste empfangen. Ich weiß nicht, sagte er zu ihm, wie ich einen Mann, der sich durch seine unglaublichen Thaten in Spanien einen Platz unter den Herren erworben hat, genug ehren soll. Habt ihr einmal die Angelegenheiten Heinrichs gänzlich in Ordnung gebracht: so sind alle Könige der Christenheit verbunden, euch nach Jerusalem zu folgen — und ich selbst werde als euer erster und eifrigster Anhänger beweisen, welche Ehre ich mir daraus mache, unter den Fahnen eines so großen Heerführers zu kämpfen. Bescheiden erwiederte der Held: Die Eroberung Castiliens ist blos der Tapferkeit Heinrichs und der vortrefflichen arragonischen Truppen zuzuschreiben, ich selbst war nichts als Gefährte und Zeuge dabei. Der König behielt ihn vierzehn Tage bei sich in Barcellona,

bemühte sich, ihm die Pracht seines Hofes zu zeigen, theilte ihm seine Anschläge gegen die Sarazenen in Spanien und Afrika mit, und eröffnete ihm, wie die Inseln Sardinien, Sizilien, Majorka und Minorka und die Nachbarschaft von Murcia und Granada dazu Hülfe leisten würden. Guesclin sagte ihm über Alles seine Meinung, versprach ihm seine Dienste, und wußte ihm die Erneuerung der alten Verbindung mit dem König Heinrich so vortheilhaft und für seine besonderen Pläne so nützlich zu schildern, daß der König ohne Anstand dazu bereit war.

Von hier gieng unser Held nach Toulouse zu dem Herzog von Anjou, Bruder des Königs und Statthalter von Languedoc. Dieser suchte ihn so lange als möglich bei sich aufzuhalten; Bertrand aber benutzte diese Zeit, viele tapfere Männer zu seinem bevorstehenden Feldzug anzuwerben. Ein Befehl des Königs rief ihn nach Paris, und er eilte ohne Anstand, ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen. Unterdessen brachte er in Erfahrung, welche große Zurüstungen der

schwarze Prinz in Guyenne machte. Er beschleunigte seine Werbungen, und forderte seine alten Freunde und Waffengenossen in Bretagne und der Nieder-Normandie, die ehemals unter ihm gedient hatten, durch Briefe auf, sich wieder bei ihm einzufinden. Von allen Seiten des Königreichs eilte nun eine so große Anzahl kampflustiger junger Edelleute herbei, daß ihm die Wahl blieb. Er wählte endlich viertausend schwere Reuter oder Gepanzerte, welche, weil nach damaliger Sitte jeder noch zwei Mann bei sich hatte, zusammen zwölftausend Mann zu Pferde ausmachten; an Fußvolk aber nur zweitausend Armbrustschützen, weil Heinrichs Heer damit schon hinreichend versehen war. Nachdem er diese Mannschaft bei Toulose versammelt hatte, schickte er Eilboten an den König Heinrich voraus, ihn davon zu benachrichtigen, und in seinem Namen zu bitten, vor seiner Ankunft keine Schlacht zu liefern.

Drittes Kapitel.

Der schwarze Prinz reiste unterdessen von Bourdeaux nach Ausch, dem festgesetzten Sammelplatz aller Truppen, welche sein Bruder, der Herzog von Lancaster, aus England und Bretagne bringen sollte. Während seiner Abwesenheit bekam der Graf von Foix die Oberaufsicht über Guyenne. Dorthin kam auch der von Peter von Arragonien abgesetzte König Jakob von Majorka, um Hülfe zu suchen. Auf das Versprechen, nach Beilegung der Castilianischen Händel auch an seine Angelegenheiten zu denken, blieb er bei dem Heer des Don Pedro. Da man wußte, daß der König von Navarra wieder mit Heinrich in Unterhandlungen getreten war, schickte der Prinz, während allerlei kräftige Maßregeln gegen ihn genommen wurden, sei-

nen Bruder, den Herzog von Lancaster, und den berühmten Johann Chandos, Connetable von Guyenne, an ihn ab, und diese brachten ihn dahin, daß er in eine Zusammenkunft mit Don Pedro und dem Prinzen willigte, auf welcher der Tractat von Bayonne von beiden Seiten erneuert, unterzeichnet und beschworen wurde.

Weil das ganze Heer nicht auf einmal durch die Pyrenäen-Pässe marschiren konnte, theilte es der schwarze Prinz in drei Haufen. Der Vortrapp bestand aus zehntausend Reutern, und wurde von dem Herzog von Lancaster und Johann Chandos geführt. Der Ritter von Neufville, ein Bretagner, diente unter andern in demselben mit dreißig Lanzenknechten, welchen Dienst er statt der Ranzion leistete, weil er in der Schlacht bei Auray gefangen worden war. Diesem Vortrapp folgte am nächsten Tag der Hauptzug des Heeres, bei welchem außer Don Pedro auch der König von Navarra befindlich war; denn die Engländer hatten ihn gleichsam als Geisel für sein gegebenes Wort bei sich behalten. Am dritten Tage folgte die Arriergarde

unter Anführung des Königs von Majorka, der Grafen von Armagnac und d'Albret und des Olivier von Clisson. Dieses schöne Heer war mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, und bestand meistens aus alten Veteranen aus England, Bretagne, Gascogne und Poitou, die von Jugend auf in Frankreich, der Normandie und Bretagne gedient hatten. Auch die meisten Freunde und Vasallen des Prinzen waren dabei, und die ganze Anzahl desselben belief sich auf vierzigtausend Mann Infanterie und dreißigtausend Reuter.

Seinem ehrliebenden Charakter gemäß schickte der schwarze Prinz, noch ehe es zu Feindseligkeiten kam, durch einen Herold ein Schreiben an Don Heinrich, folgenden Inhalts: „Weder Haß noch Ehrgeiz liegen meiner Unternehmung zum Grunde; aber ich konnte dem unglücklichen König Don Pedro, gerührt von seinem Elend, die verlangte Hülfe nicht verweigern. Ihn gegen seine Unterthanen und diejenigen, die ihm am meisten ergeben seyn sollten, zu beschützen, ist die Ursache meines Feldzugs. Ich lebe aber der

Zuversicht, daß Ihr nicht werdet behalten wollen, was Ihr Eurem Herrn und König geraubt habt; noch den Früchten einer Empörung den Namen einer rechtmäßigen Eroberung geben werdet, da es nur Souverainen als ein heiliges Recht zusteht, Kriege gegen einander zu führen. Man darf also wohl erwarten, daß Ihr alles wieder in den vorigen Stand setzen und Euch überzeugen werdet, eine gerechte Wiedererstattung sei rühmlicher als eine ungerechte Krone. In diesem Fall verspreche ich meine Vermittlung bei Don Pedro, welcher alles vergessen und Euch Eure vorigen Ehrenstellen wieder geben wird. Ich selbst will Bürge jedes einzelnen Artikels werden, welche festzusetzen man belieben wird. Und ist es einmal dahin gekommen, so verspreche ich, mein Heer zu dem Eurigen stoßen zu lassen, um damit gegen die spanischen Sarazenen zu agiren, und Euch ein Königreich erobern zu helfen; denn ich suche nichts so eifrig als eine Gelegenheit, Euch meine hohe persönliche Achtung zu beweisen, und dem Miß-

vergnügen zu entgehen, gegen Euch zu Felde ziehen zu müssen."

Heinrich öffnete diesen Brief in Gegenwart seiner vornehmsten Befehlshaber, und bewunderte mit ihnen den Edelmuth des Prinzen. In seiner Antwort sagte er: „Ich habe mich sehr gewundert, wie ein so berühmter Fürst Petern in seinen Schutz nehmen kann, dessen abscheuliche Verbrechen Himmel und Erde zur Rache aufgefordert haben. Hier ist in selbem Fall zu sagen, Tugend und Laster gehen Hand in Hand. Da ich aber keinen der mir gemachten Vorschläge annehmen kann: so mache ich mich bereit, einen Scepter zu vertheidigen, welchen Gott durch mich Peters unwürdigen Händen entriß. Könnt Ihr auch alle Eure Siege noch durch die Eroberung von Castilien verherrlichen, so wird es doch nur dazu dienen, die Bewohner dieses Landes zur Verzweiflung zu treiben. Auf jeden Fall wäre es ehrenvoller für Euch, Euch mit mir zu vereinigen, um Rache an einem so gottlosen König zu üben, als seine Uebelthaten noch durch Euren Beistand zu auto=

risiren, und mich dadurch in die unangenehme Nothwendigkeit zu setzen, der Feind eines so verdienstvollen Fürsten zu werden."

Beim Empfang dieser Antwort sagte der schwarze Prinz in Gegenwart des Don Pedro: Es ist Ernst nöthig, denn wir haben es mit einem Manne zu thun, dem Herz und Kopf auf dem rechten Flecke stehen. Man beschloß, am nächsten Tag aufzubrechen und gegen Castilien vorzurücken.

Unterdessen hatte sich Olivier von Mauny, welchen unser Bertrand in der Stadt Borja zurückgelassen hatte, den Rest der Franzosen in Spanien zu commandiren, an der Spitze von dreihundert Lanzenknechten aufgemacht. Er fiel in die Besitzungen des Königs von Navarra ein, sich an diesem treulosen Fürsten zu rächen. Carl der Schlimme, davon unterrichtet, rückte ihm mit ohngefähr sechshundert Reutern entgegen; Mauny aber postirte sich so vortheilhaft, daß er die Navarraner unvermuthet überfiel, sie gänzlich besiegte, den größten Theil niederhauen ließ, und den König selbst zum Gefangenen mach-

te. Jedermann glaubte, es sei auf seine Veranlassung und im Einverständnisse mit ihm geschehen, welches jedoch nicht wahrscheinlich ist. Seine Gemalin, besorgt, man werde ihn für seine Treulosigkeit nun als Kriegsgefangenen schlecht behandeln, kam mit einer großen Begleitung in das Lager des Prinzen, warf sich ihm weinend zu Füßen und sagte: Nur die Anhänglichkeit an Eure Person hat meinen Gemal vermocht, sich von Don Heinrich zu trennen, und Euch seine Päße zu öffnen. Nun wird sein Land deswegen verwüstet, seine Freiheit ist verloren und sein Leben in Gefahr. Ihr seid die Zuflucht der Unglücklichen, nehmet Euch auch der Freiheit und des Lebens eures alten Freundes an. Der Prinz entgegnete ihr: So sehr ich Euch auch beklage: so habt ihr doch wenig Ursache, für Euren Gemal besorgt zu seyn, denn er befindet sich in den Händen eines wackeren Mannes. An seine Freiheit zu denken, ist jetzt noch nicht Zeit, ob ich wohl keine Gelegenheit verlieren werde, sie zu bewirken.

Während dem war der Prinz wirklich in Ca=

stilien angekommen, und zwar in der Gegend um Sauveterre. Man fand einen großen Ueberfluß an allen Nothwendigkeiten. Die Stadt wurde im Namen des Don Pedro aufgefordert, und überschickte nach kurzer Bedenkzeit die Schlüssel ihrer Thore. Der grausame Pedro that den Vorschlag, alle Einwohner umbringen zu lassen, um ein Beispiel zu geben, wie Empörung bestraft würde, und die übrigen Städte damit zu schrecken. Aber der Prinz fand es unedel, eine Bürgerschaft, die sich auf Discretion ergeben hatte, so zu behandeln, und verstattete es nicht, weil ein solches Verfahren zwar Furcht, aber auch Haß bewirke. Peter sah sich gezwungen, ihnen zu verzeihen.

Wegen schlechter Ordnung und Mannszucht unter dem Heer war der ungeheure Ueberfluß an Lebensmitteln um Sauveterre schon nach acht oder zehn Tagen durchgebracht, und dafür ein gänzlicher Mangel eingetreten; so daß sich der Prinz in die Nothwendigkeit versetzt sah, eine entscheidende Schlacht zu liefern, um mehr Terrain zu gewinnen. Er hoffte alles von der

Tapferkeit seiner Truppen und seinem guten Glück, zumal da unser Held mit seinem Corps noch nicht angekommen war. Man brach von Sauveterre auf, und Wilhelm Felleton, Seneschall von Aquitanien, wurde mit funfzehnhundert Reutern und einigem Fußvolk vorausgeschickt, die Feinde zu allarmiren und durch Plänkeleien zu ermüden. Felleton streifte ganz nahe an Heinrichs Heer, machte häufig Gefangene, und einmal des Nachts sogar einen Ueberfall bis an das Quartier des Königs, so daß er diesen beinahe gefangen hätte. Heinrich, über diese Neckereien ungeduldig, brach auf, und rückte bis Navarette vor. Sein Heer bestand aus sechzigtausend Mann zu Fuß und vierzigtausend Reutern, ohne die Franzosen und Arragonesen, die er noch erwartete. Der schwarze Prinz auf der andern Seite war bis Victoire ohnweit Navarette gekommen, und hatte sein Heer unter den Mauern der Stadt gelagert, um so bald als möglich eine Schlacht zu liefern.

So standen die Sachen, als unser Held mit seinem Haufen bei dem Heere Don Heinrichs an-

kam. Davon benachrichtiget, daß der König von Navarra den Engländern den Durchzug verstattet habe, hatte er die Gebirge vermieden, und seinen Weg durch Arragonien genommen, wo er noch fünfhundert für Heinrichs Dienst bestimmte Lanzenträger, welche von dem jungen und tapfern, aber übermüthigen Grafen von Aigue befehligt wurden, an sich gezogen hatte. Außer diesem befanden sich, neben vielen andern Herren aus Frankreich und Bretagne, auch der Marschall von Andreghem und der tapfere Stammler von Villaines in Bertrands Gefolge.

Einzelne Haufen lieferten einander mit abwechselndem Glück blutige Gefechte, in deren einem auch der uns wohlbekannte Felleton das Leben verlor; aber mit einer Hauptschlacht zog es sich noch immer in die Länge; der glückliche Ausgang gegen Felletons Haufen vermehrte jedoch den Muth der Spanier gegen die Engländer dergestalt, daß sie eine Hauptschlacht mit Ungeduld verlangten und erwarteten. Der Kriegsrath wurde versammelt und unser Bertrand nahm darin folgendermaßen das Wort: Ich bin überzeugt,

daß Gott unserm Könige nur darum so tapfere Feinde erweckt hat, um die Wirkungen seines Schutzes desto herrlicher zu zeigen. Um so mehr ist es aber auch unsere Pflicht, alle Mittel anzuwenden, welche nöthig sind, uns den Sieg, unsere gemachten Eroberungen und die neue Würde unsers Königes zu sichern. Der Sieg ist uns gewiß, wenn wir uns in keine Schlacht einlassen, sondern die leichtsinnigen und ungeduldigen Engländer dadurch ermüden, daß wir den Krieg in die Länge ziehen. Bald wird der Hunger sie zum Frieden zwingen. Kömmt es aber zu einer Schlacht, so verlieren wir diese Vortheile, und man muß Alles vom Glück erwarten. Ohnstreitig sind Spanier und Engländer gleich muthig und tapfer, aber die letztern haben doch eine vortheilhaftere Art Krieg zu führen.

Hier unterbrach ihn der junge Graf von Aigue plötzlich: Das hätte ich nicht gedacht, Herr Bertrand! daß ihr jetzt so ganz anders reden könntet, als ihr anfangs meintet! Haltet ihr die Spanier für schlechter als die Engländer? Es ist nicht billig, daß ihr, und die Franzosen

Alles nach eurem Gutdünken einrichten wollt, die ihr doch kaum den zehnten Theil der Truppen ausmacht. Ihr werdet nun alt und der Furcht unterworfen —

Der Furcht! schrie Bertrand heftig — ich habe sie nie gekannt, und wenn ein Tollkühner mich ihrer beschuldigen wollte, so könnte er noch jetzt wie ein Feiger widerlegt werden.

Der König unterbrach dieses heftige Gespräch, um übeln Folgen vorzubeugen; es blieb aber bei dem Entschluß, eine Schlacht zu liefern. Bertrand konnte sich nicht enthalten, ihm nochmals Vorstellungen deswegen zu thun. Ihr wollt es, Sire, sagte er, und gut, wir schlagen, und ich sterbe oder werde gefangen; aber sicherlich tragen die Engländer einen vollkommenen Sieg über uns davon. Ihr werdet sehen, daß die Spanier ihren Anfall nicht aushalten können.

Doch alles dachte nur an die Schlacht, und auch Don Heinrich selbst stellte sich den Sieg als leicht vor, weil sein Heer der Anzahl nach fast noch einmal so stark war, als das seiner Gegner, und er die Hoffnung nährte, sein Reich mit

einem einzigen großen Schlag für immer zu befestigen, auch wohl Navarra in der Geschwindigkeit zu erobern, da sein König jetzt gefangen war, und er sich nach Rache für die gegen ihn begangene Treulosigkeit sehnte.

Viertes Kapitel.

Don Heinrich theilte sein Heer in drei Treffen. Das erste aus den französischen und bretagnischen Rittern mit ihren Leuten bestehend, machte ohngefähr sechzigtausend Reuter aus, und wurde von Bertrand Du-Guesclin und dem Marschall von Andreghem befehligt. Es war die Blüthe des Heers, und stand rechts am weitesten vor.

Das Mitteltreffen unter Anführung der Grafen Teillo und Sancho, Brüdern des Königs, war fünf und zwanzigtausend Mann stark, theils Reuter, theils Fußvolk. Es stand hinter dem ersten links an den Ufern eines Baches hinauf. Als Bertrand die schönen und reichen Rüstungen erblickte, fragte er den Marschall, was er von so vielen und schönen Truppen dächte. Andreghem meinte, sie würden viel Muth und Ent-

schlossenheit zeigen. Und ich denke, sagte unser Held, sie werden keine Hand an den Degen legen, sondern fliehen, wenn sie die Feinde nur kommen sehen.

Das dritte, bei welchem Don Heinrich selbst war, bestand aus siebentausend schwerbewaffneten Reutern und dreißigtausend Mann zu Fuß, Portugiesen, Castilianern und Leonesen. Es stand in der Mitte, und noch weiter zurück als das zweite.

Die Grafen von Aigue und Roquelertin befehligten ein Reservecorps, welches aus lauter Arragoniern bestand, und trefflich beritten war. Sie sollten überall helfen, wo Hülfe nöthig seyn würde.

Es war der dritte April des Jahres 1367. Schon vor Aufgang der Sonne stand das Heer in Schlachtordnung; denn man wünschte früh zu schlagen, um die Hitze und den Staub des Tages zu vermeiden. Don Heinrich ritt auf einem arragonischen Maulthier von Glied zu Glied, um den Hauptleuten und Soldaten Muth einzusprechen. Zu den Castilianern sagte er:

Don Pedro zeigt dadurch, daß er die Hülfe der Engländer suchte, daß er blos seine Rache sättigen, nicht aber den Thron von Castilien wieder besteigen will; denn er muß sich überzeugen, daß der Prinz von Wales, als der ehrgeizigste Fürst dieses Jahrhunderts, ihn nur für sich erobern will. Ihr, o Castilianer, werdet also entweder bald unter ein fremdes Joch gerathen, oder wenn wider alle Wahrscheinlichkeit Peter ja wieder auf den Thron gesetzt würde, aufs neue ein Opfer seiner grausamen Tyrannei werden. Dies Unglück wäre für ganz Spanien so groß, daß in beiden Heeren jeder einzelne besorgen müßte, einst noch darunter zu leiden. Ihr habt mich für euren rechtmäßigen König erkannt, und die Krone meiner Väter auf mein Haupt gesetzt. Ich denke nicht, euch Veranlassung zur Reue darüber zu geben. Euch glücklich zu machen und vor der Wuth meines Feindes zu bewahren, ist mein einziger Wunsch. Euer eigenes Schicksal, wie das von ganz Castilien liegt in euren Händen, und eure Schwerdter müssen seine öffentliche Ruhe sichern. — Als er an den Ort kam, wo unser

Held sich befand, fiel er ihm um den Hals, und indem er den Arm desselben in die Höhe hob, sagte er: Dies ist der furchtbare Arm, der mir zu Gunsten so viele rühmliche Thaten gethan hat. Braucht ihn heute noch einmal für mich, und befestiget die Krone, die ich euch verdanke, und die euch selbst gebührte, wenn es die Krone der Welt wäre; denn eine andere ist des Mannes mit so großem Herzen nicht würdig! — Nachdem der König wieder an seinen Platz gekommen war, wurde das Gebet verrichtet, und man hörte, wie die Soldaten von Glied zu Glied ausriefen: Ein so guter und großmüthiger König, als unser Heinrich, verdient es, daß wir für ihn sterben.

Kaum war der Tag angebrochen, so sah man auch das englische Heer von dem Abhang eines Hügels in die Ebene von Navarette herabziehen. Der erste Zug war gegen das Treffen unseres Helden bestimmt, und von dem Herzog von Lancaster befehligt, welcher, außer Chandos, noch die beiden Marschälle von Guyenne, Caurelée und andere englische Ritter um sich hatte.

Den zweiten Zug führten der schwarze Prinz, Don Pedro und Martin von Kares, ein Ritter aus Navarra, im Namen seines Königs. Er sollte gegen den Heerhaufen der Grafen Teillo und Sancho zu stehen kommen.

Das dritte Treffen wurde von dem König von Majorka, Johann von Grailly, Captal von Buch, den Grafen von Armagnac und d'Albret befehligt, und sollte den König Heinrich angreifen. Es war der Anzahl nach das stärkste, und bestand aus Franzosen, Poitouern, Bearnern und Deutschen. Die Herren von Clisson und Rez befehligten das Reservecorps, welches aus lauter von ihnen herbeigeführten Bretagnern bestand. Als die Engländer in die Ebene herab gekommen waren, formirten sie dieselbe Schlachtordnung, wie die Spanier, und das Gepäck blieb weit hinter der Armee.

Der tapfere und fromme schwarze Prinz, als er diese große Menge Christen im Begriff sah, einander umzubringen, beklagte mit Thränen in den Augen das Unglück der Christenheit, daß Menschen, welchen gegenseitige Liebe so tief

eingeschärft sei, einander lieber tödten, als sich gegen die gemeinschaftlichen Feinde des Christenthums vereinigen wollten. Er hielt keine Rede an seine Soldaten; aber mit unwillkührlich gegen den Himmel gerichtetem Blick und aufgehobenen Händen brach er in die Worte aus: Mein Gott! dessen ewiges Auge bis auf den Grund der Herzen blickt, du weißt, daß ich mein Land nur darum verlassen habe, das gute Recht eines ungerecht verjagten Königs zu unterstützen. Gieb seinen Feinden den Geist des Friedens, den wir ihnen angeboten haben, oder vereinige deine Macht mit unsern Waffen, und leite unsere Streiche, damit wir in deinem Namen den Sieg erfechten. Hierauf kehrte er sich gegen Don Pedro, und reichte ihm mit folgenden Worten die Hand: Heute werden wir sehen, ob Gott will, daß ihr König von Castilien seyn sollt; aber versprecht ihm auch, euren Feinden aufrichtig zu verzeihen, und behandelt eure Unterthanen künftig mit mehr Mäßigung und Gerechtigkeit, als ihr vorhin gethan habt!

Die Truppen waren eben im Begriff aufzu-

brechen, und schon sollten die Trompeter das Zeichen zum Angriff geben, als unvermuthet der tapfere Johann Chandos mit einer tiefen Verbeugung vor Don Pedro und seinem Herrn, dem schwarzen Prinzen, erschien. Indem er letzterm eine zusammengerollte Fahne überreichte, fieng er an: Gnädiger Herr! schon lange bin ich Ritter, und Gott sei Dank durch euch mächtig und reich genug an Ländereien geworden, um Pannerherr seyn zu können. Ich habe in dem Umfang meiner Lehen mehrere Ritter und Edle, mein Pannier zu begleiten und zu vertheidigen, wenn ihr mir diesen Rang zuerkennen wollt. Der Prinz nahm das Pannier, und überreichte es dem Don Pedro, es aufzuwickeln. Des Chandos Wappenschild war darauf gemalt, ein rother zugespitzter Pfahl im silbernen Feld. Don Pedro gab es ihm mit den Worten zurück: Hier, braver Connetable, nehmt euer Pannier wehend zurück, ich zweifle nicht, daß alle, die ihm folgen, an eurem Beispiel lernen werden, tapfer zu kämpfen und es wohl zu vertheidigen; — ihr seid Pannerherr! Chandos nahm das Pannier

zurück, dankte dem Prinzen und Don Pedro, trug es zu seinen Vasallen, die unter ihm bei dem Heere dienten, und sagte: Dies Pannier ist euer, meine Herren, und sowohl eure als meine Ehre beruht darauf, daß man es immer am tiefsten unter den Feinden sehe, und daß es nie verloren gehe. Alle schworen, ihre Pflicht zu thun, und Wilhelm Alery erhielt die Fahne, sie zum erstenmal zu tragen.

Von allen Seiten hörte man nun die Trompeter das Zeichen zum lang erwarteten Kampfe blasen. Lancaster rückte an der Spitze seines Haufens vor, und Guesclin ihm entgegen. Beide Treffen näherten sich einander zu Fuß und mit tiefem Stillschweigen. Von beiden Seiten regnete es Pfeile; sie konnten aber wegen der guten Rüstungen nur wenig Schaden thun. Die Pfeile waren verschossen, man rückte an einander zum persönlichen Kampf. Aber kein Haufen vermochte den andern zu durchbrechen oder in Verwirrung zu bringen, und sie trennten höchstens ihre eigenen Linien, statt es bei den feindlichen zu bewirken.

Als der Prinz die Seinigen nicht mehr zurückhalten konnte, wandte er sich auf einmal gegen das Corps des Don Teillo. Ohne nur den Anfang des Kampfes abzuwarten, ergriff dieser Spanier beim ersten Anblick des Don Pedro die Flucht, und mit ihm seine zwanzigtausend Reuter in der größten Unordnung. Man weiß nicht, war es Verrätherei oder Muthlosigkeit, oder eine unwillkührliche Ehrfurcht der Unterthanen vor ihrem König. Don Teillo bestimmte durch seine Flucht das Schicksal des übrigen Heeres, denn die Niederlage desselben wurde nun leichter. Don Sancho, tapferer und weniger eilig, wurde gefangen genommen. Der Prinz wollte die Flüchtigen nicht verfolgen lassen; sondern beorderte nur einen Haufen von viertausend Mann, sich ihnen entgegen zu stellen, im Fall sie sich wieder sammeln wollten. Den übrigen Theil seines Corps theilte er in zwei Haufen. Den einen gab er dem persönlich sehr tapfern Don Pedro, Heinrichen in die Flanken zu fallen, den andern führte er selbst gegen Guesclin, seinem

Bruder Lancaster und Johann Chandos zur Unterstützung.

Don Pedro griff seine Feinde muthig an, und diese, als sie sich von frischen Truppen angegriffen und von Teillo's Haufen schändlich verlassen sahen, ergriffen nach geringem Widerstande die Flucht. Peter, im Geist schon wieder auf dem Thron, ließ den größten Theil über die Klinge springen, und wüthete mit der gewohnten Grausamkeit gegen die Unglücklichen. Aber der schwarze Prinz, eben so menschlich als tapfer, wollte sie schonen, und that der Verfolgung Einhalt, indem er die Seinigen um sich versammelte. Die Herren von Rez und Clisson hatten unterdessen die Arragonier nach tapferer Gegenwehr auch geschlagen, und nun versammelte sich das ganze englische Heer gegen den Heerhaufen unseres Helden. Mit diesem hatte sich auch Don Heinrich mit vier bis fünftausend aus der allgemeinen Niederlage der Seinigen zusammengerafften Reutern vereinigt. Indem er dieses ausführte, rief er den Seinigen zu: Ihr werdet sehen, treue und großmüthige Freunde, daß ich

der hohen Ehre, zu der ihr mich erhoben habt, nicht ganz unwürdig war — und in diesem Augenblick stürzte er sich unter die Feinde, und tödtete fünfe oder sechse mit eigener Hand. Durch ein besonderes Schicksal kehrte er ohne Wunde zu den Seinigen zurück, und nun rieth ihm unser Held, sich, von dem Alles abhienge, auf besseres Glück zu sparen. Don Heinrich befolgte diesen treuen Rath, zog sich, nur von vieren der Seinigen begleitet, aus dem Getümmel zurück, schickte seiner Gemalin nach Toledo Nachricht von seiner Lage, und ließ ihr sagen, sie möchte sich nach Transtamara begeben, und dort weitere Nachrichten von ihm erwarten.

Unser Held, der Marschall von Andreghem, der Stammler von Villaines und einige andere Franzosen und Spanier, welche den Muth gehabt hatten, sich an sie anzuschließen, hielten unterdessen mit den Ihrigen noch die ganze Last der englischen Armee zurück. Martin Ferrand, ein castilianischer Ritter von großem Muth und körperlicher Stärke, machte sich an den Johann Chandos, warf ihn unter sich nieder, und war

eben im Begriff, ihm den Kopf abzuhauen, als Chandos ihm seinen Dolch in den Leib stieß, daß er sogleich starb. Chandos richtete sich nun wieder auf, und gieng auf unsern Bertrand los, Mann gegen Mann mit ihm zu fechten. Ein englischer Schildknappe drängte sich zwischen beide, um die Ehre zu haben, dem Guesclin den ersten Stoß zu geben; aber dieser streckte ihn mit einem Schlage todt zu Boden, und in dem Augenblick entstand ein so heftiges Gedränge, daß die beiden Helden nicht mehr an einander kommen konnten. Lancaster traf auf den Stammler von Villaines. Nachdem ein jeder mehrere Feinde mit eigner Hand getödtet hatte, mußte letzterer der Uebermacht erliegen und sich ergeben. Endlich begegnete der schwarze Prinz und Don Pedro in dem Gedränge unserm Helden, dem Marschall von Andreghem und Gauvain de Bailleul, die sich nebst mehreren andern, und unter ihnen dem Sylvester Budes, der Guesclins Fahne trug, an eine Mauer gelehnt hatten, und mit der bewundernswürdigsten Entschlossenheit vertheidigten. Der Prinz sah einige Zeit

dem Kampfe zu, endlich aber reichte er ihnen, um Männern, welche den Tod so wenig fürchteten, das Leben zu retten, die Hand mit den Worten hin: Ergebung, tapfere Ritter! spart euer Leben auf günstigere Abentheuer. Schon waren sie im Begriff, ihre Waffen zu überreichen, als Don Pedro durch das Gedränge herbei eilte, und den Prinzen beschwor, keinen Pardon zu geben, weil er nicht eher wirklicher König von Castilien würde werden können, als bis diese Leute nicht mehr am Leben wären. Guesclin, als er es hörte, stürzte sich zornig auf ihn zu, und traf ihn so kräftig mit dem Schwerdte, daß er auf die Knie niederfiel, ohngeachtet der Streich nur auf den Schild gegangen war. Als er aber den Arm aufhob, ihm einen zweiten zu versetzen, hatte sich ein Engländer um ihn herum geschlichen und ihn in der Mitte des Leibes umfaßt, während ein anderer ihn am Helm ergriff. Nun riefen beide: Ergebt euch, Herr Bertrand, oder sterbt! Er wollte sich aus ihren Händen loswinden, als er den Prinzen rufen hörte: Erkühnt euch nicht, einen so bra=

den Ritter zu tödten! Da wandte sich Bertrand mit dem Kopfe gegen den Prinzen, und sagte: So habe ich wenigstens den Trost, meinen Degen dem großmüthigsten Fürsten der Erde zu übergeben! Der Prinz nahm ihn an, und ließ seinen Gefangenen unter der Aufsicht des Captals von Buch, der ihn mit den Worten empfieng: So ist das Glück der Waffen, Herr Bertrand! ihr nahmt mich bei Cocherel, und heute halte ich euch gefangen. Ja! erwiederte der Held, doch mit dem Unterschied, daß ich euch selbst gefangen nahm, und ihr nur mein Wächter seid. Andreghem und der ganze Rest der Franzosen und Bretagner, die dem Schwerdt entgangen waren, ergaben sich nun auch.

Der schwarze Prinz ließ zum Rückzug blasen. Man dankte Gott auf dem Schlachtfeld für den erfochtenen Sieg, und Eduard sagte zu Don Pedro: Heute erlanget ihr euer Königreich wieder! Aber ob ihr gleich die Schlacht gewonnen habt, so ist es doch eben das, als hättet ihr sie verloren; — denn das Blut eurer Unterthanen ist geflossen. Gott hat sie gestraft, euch verlas-

sen zu haben; hütet euch, daß er euch nicht strafe, sie schlecht regiert zu haben. Wie weise und vorsichtig, fuhr er gegen die Umstehenden fort, müssen Fürsten seyn, da ihre Vergehungen so vielen das Leben kosten — und wie unglücklich sind wir, daß wir nie zu unsern Zwecken gelangen können, ohne unsere geliebtesten und geschätztesten Freunde zu verlieren. Peter wollte sich vor ihm niederwerfen, ihm seinen Dank auszudrücken; aber der Prinz verhinderte es und sagte: Der Sieg kommt von Gott und nicht von mir — ihm seid ihr alles schuldig, mir nichts.

Man ließ den Leichnam des Don Heinrich unter den Todten suchen, in der Meinung, er sei geblieben. Aber weder dort noch unter den Gefangenen war er zu finden. Peter wurde bei dieser Nachricht ganz wüthend. Er bemerkte unsern Helden unter den Gefangenen, stürzte mit einem Dolch auf ihn zu, ihn zu ermorden, und als man ihn daran verhinderte, bot er dem Prinzen so viel Silber als Bertrand wiegen würde, wenn er ihm denselben überlassen wollte. Der Prinz schlug es ihm aber unwillig ab, mit

den Worten: Ihr kennt mich schlecht, wenn ihr mich einer so schändlichen Handlung fähig haltet, die mir auf immer zum Vorwurf gereichen würde — und weit entfernt, ihn euch zu verkaufen, würde ich ihn aus euren Händen erkaufen, und zwar um so viel Edelsteine, als er wiegt — denn ich kenne eure Absicht gegen ihn.

Fünftes Kapitel.

Nach der Schlacht bei Navarette schickten die Städte Burgos, Leon, Toledo, Cordua, Sevilla und alle andere Abgeordnete an den König Peter, sich ihm zu unterwerfen, und die Huldigung abzulegen. Die vornehmsten Herren des Königreichs kamen, seine Gnade zu suchen, sein treuer Ferdinand von Castro war wieder um ihn, und kaum war ein Monat nach der Schlacht vergangen, so war das ganze Königreich wieder unter das Joch seiner Tyrannei gebracht. Anfangs wollte er, der schwarze Prinz, sein Wohlthäter, sollte die Würde und Zeichen eines Königs von Castilien annehmen; als er sich aber gänzlich wieder auf seinem Throne befestigt sah, dachte er nicht mehr an die demselben gemachten Versprechungen. Vier Monate

hielt er ihn mit eitlen Hoffnungen hin. Ihre Erfüllung erwartend, brachte der Prinz die heissesten Sommertage in Valladolid zu, zum großen Schaden seiner Gesundheit. Eben so rissen unter seinen Soldaten heftige Krankheiten ein, und man sah täglich eine Menge derselben sterben. Auf Anrathen seiner Aerzte, die eine langwierige Krankheit für ihn befürchteten, beschloß er, wieder nach Guyenne zurück zu gehen, wo der geflüchtete Heinrich unterdessen Einfälle that, und eben die Stadt Baunieres mit Sturm erobert hatte. Der König von Navarra, welcher wieder frei geworden war, machte ihm einige Schwierigkeiten wegen des Durchzugs; sie wurden aber bei einer persönlichen Zusammenkunft beseitigt. Er kam endlich wieder zu Bayonne an, und von allen seinen Gefangenen hatte er nur den einzigen Guesclin behalten, theils weil er befürchtete, die unzufriedenen Castilianer möchten sich unter seinen Fahnen wieder gegen Don Pedro vereinigen, und dann der zweite Krieg schlimmer werden als der erste; theils weil dieser die Entlassung desselben als einen

Vorwand gebrauchen möchte, sich seinen Versprechungen zu entziehen.

Der König von Navarra hatte seine Freiheit auf folgende Weise wieder erhalten. Nach der unglücklichen Schlacht bei Navarette sah Olivier von Mauny ein, daß er sich zu Borja, wo er ihn gefangen hielt, nicht würde erhalten können. Er ließ sich also in Unterhandlungen mit seinem Gefangenen ein. Der König versprach ihm einen Rittersitz in der Normandie, dreitausend Livres jährliche Renten und noch einiges baare Geld als Ranzion, und zur Sicherheit ließ er seinen zweiten Sohn Peter als Geißel zurück. Mauny begleitete den König nach Tudelle, wo der Vertrag vollzogen werden sollte. Kaum waren sie aber dort angekommen, so wurde er auf Befehl des Königs in Verhaft genommen, und sein Bruder Eustach von Mauny, welcher, um diese Verrätherei zu verhindern, den Degen gezogen hatte, in seiner Gegenwart von der Wache niedergestoßen. Er selbst mußte seine Freiheit durch Loslassung des Infanten Pe=

ter erkaufen, und der treulose König hielt auch nicht eine seiner Versprechungen.

Don Heinrich hatte sich unterdessen auf der Flucht aus der Schlacht bei Navarette zunächst nach Arragonien gewendet. In Borja gab ihm Maunny frische Pferde. An der Grenze wurde er von einigen Leuten, die ihn erkannt hatten, angefallen, weil sie eine große Belohnung zu verdienen meinten, wenn sie ihn lebendig oder todt an Don Pedro auslieferten; seine Tapferkeit und sein gutes Glück halfen ihm aber aus dieser Gefahr. Er machte dem König von Arragonien seinen Besuch. Ob er aber gleich sehr freundschaftlich aufgenommen wurde, schien es ihm doch, als mache man Anschläge gegen seine Freiheit. Er betrog daher seine vorgebliche Ehrenwache, die ihm nur dazu bestimmt schien, alle seine Schritte zu beobachten, und entkam glücklich auf die Güter des Grafen von Foix, ehe man seine Flucht am arragonischen Hofe nur gewahr wurde. Von hier aus schickte er durch einen Edelmann ein Schreiben an den König, in welchem er ihm meldete, daß er sein Land nicht etwa aus Arg-

wohn gegen die Regierung verlassen hätte, sondern um der Welt glauben zu machen, er werde nicht mehr von ihm unterstützt, und so den Krieg, mit welchem er von Peter bedroht würde, von ihm abzuwenden. Der Graf von Foix empfieng Heinrichen aufs beste; er hielt sich aber nicht lange auf, sondern reiste weiter nach Toulouse, zu dem Herzog von Anjou, dem geschwornen Feinde der Engländer. Nachdem er hier die Trümmer aus seinem Schiffbruche gesammelt hatte, warf er sich damit auf Guyenne, Rache an dem schwarzen Prinzen zu nehmen. Die Stadt Bannieres wurde mit Sturm erobert und befestigt, und von da aus Streifereyen in die englischen Besitzungen gemacht. Die Gemalin des Prinzen beklagte sich darüber bei ihrem Lehnherrn, dem König Carl von Frankreich, welcher Heinrichen andeuten ließ, sich dieser Feindseligkeiten zu enthalten. Er ließ sogar den jungen Grafen von Sancerre, welcher eine Freunde und andere Krieger versammelt hatte, sie Don Heinrich zuzuführen, gefangen nehmen. Die Rückkehr des Prinzen nach Guyenne nöthigte Hein-

richen, sich eingeschlossen zu halten. Schon waren Truppen commandirt, ihn zu belagern. Auf die Nachricht davon verließ er Bannieres, verabschiedete auf einige Zeit seine zusammengerafften Compagnien, und zog sich nach Toulouse zurück, wo ihm ein sicherer Zufluchtsort offen stand. Nicht lange, so erschien auch seine Gemalin daselbst aus Arragonien, weil sie auf Befehl des Königs dieses Land hatte verlassen müssen; denn er hatte aus Furcht Friede mit Don Pedro geschlossen, und ihm versprochen, Heinrichen gänzlich zu verlassen.

Sechstes Kapitel.

Don Pedro hatte unterdessen durch Wiederholung seiner alten Grausamkeiten den Castilianern abermals Ursachen genug zum Haß gegen seine Person und zum Abscheu gegen seine neue Regierung gegeben. Ihm selbst blieb dieses nicht unbemerkt, und nun, da seine Grausamkeit noch von der Furcht belebt wurde, nahm sie mit jedem Tage an Unerträglichkeit zu. Die vornehmsten Herren und selbst ihre Frauen wurden zu den härtesten Todesstrafen verurtheilt. Weil er aber wohl einsah, wohin es auf diesem Wege wieder mit ihm kommen müßte, und daß der von ihm betrogene Prinz von Wales eher sein unversöhnlichster Feind werden, als ihm wieder Hülfe leisten würde: so bemühte er sich nun, die maurischen Fürsten auf seine Seite zu ziehen

und mit ihnen in Verbindung zu kommen. Unter andern meldete er dem ersten Minister des Königs von Granada, Bennahim, der wegen seiner Weisheit durch ganz Spanien berühmt war, daß er den Sieg über seine Feinde davon getragen und seinen Thron wieder erlangt habe. Die Antwort des Mauren ist zu schön, um ihr hier nicht einen Platz zu vergönnen: „Ihr seid unglücklich gewesen, schrieb er, denkt nun auf Mittel, es zu benutzen. Gehört ihr gleich nicht unter die Zahl derer, welche glücklich genug sind, aus fremdem Unglück zu lernen: so waret ihr doch auch jetzt nicht unglücklich zu nennen, wenn ihr nur die Kunst versteht, aus eigenem Schaden klug zu werden. Die Widerwärtigkeiten, welche die Menschen plagen, gleichen vollkommen den Arzneien, die zwar übel schmecken, aber doch die Gesundheit herstellen, wenn man sich nur nach ihnen hält, und sie ihre Wirkung vollenden läßt; dagegen die nämlichen Mittel Gift für den Kranken werden, wenn er durch Ungeduld und Unordnung ihre Wirkungen hemmt. So können auch Unglücks-

fälle den Ruin eines Menschen vollenden, wenn er sie nicht zum Guten zu benutzen weiß. Euch haben diejenigen, die am meisten verpflichtet waren, euch auf eurem Throne zu erhalten, von demselben gestürzt. Dies muß euch zu der Betrachtung veranlassen, es durch euer Betragen bewirkt zu haben. Ihr hattet nicht die Liebe zu ihnen, die ein König seinen Unterthanen schuldig ist, und waret also Schuld, daß sie auf ihrer Seite ebenfalls fehlten. Bildet euch nun also andere politische Maßregeln, als ihr ehemals befolgtet. Legt eurer Regierung solche Maximen zum Grunde, die den vorigen gerade entgegen gesetzt sind: dann werdet ihr sehen, daß eure Unterthanen in Zukunft ihre Güter und ihr Leben in eurem Dienste aufopfern, daß eure Bundesgenossen, eure Nachbarn und selbst eure Feinde euch lieben und ehren werden. Ihr seid ein Beispiel, über das ihr stets nachdenken müßt.“

Kaum hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Don Pedro neue Verbindungen mit den Mauren anzuknüpfen suche: so gerieth ganz Spanien in

Schrecken, und von allen Seiten entspannen sich Kabalen gegen ihn. Die Castilianer schickten einen Eilboten nach dem andern an Don Heinrich ab, und ließen ihn beschwören, nach Castilien zurückzukommen. Sie ließen ihm versichern, er sollte Alles zu seinen Absichten bereit finden. Die häufige Wiederholung dieser Nachrichten gab Heinrichen endlich den Muth, eine gewisse Hoffnung darauf zu bauen; zumal da er wohl einsah, daß der schwarze Prinz dem Don Pedro nicht wieder beistehen würde, von dem er so undankbar und treulos behandelt worden war. Aber er wollte sich in einen so wichtigen Krieg nicht einlassen, ohne des Ausgangs gewiß zu seyn, und alle Hülfsmittel gesichert zu sehen. Vor allem schien ihm des großen Guesclins Rath unumgänglich nothwendig zu seyn; die Schwierigkeit aber war, diesen in seiner Gefangenschaft persönlich zu sprechen. Doch er wagte Glück und Leben daran, ihn zu sehen. Nebst zwei Gefährten als Pilger verkleidet, reiste er ohne Unfall von Toulouse nach Bourdeaux, wo er sich in einem wenig besuchten Wirthshause einquartirte. Glück-

licherweise traf er dort einen Edelmann aus Bretagne, der auch in der Gefangenschaft war, auf sein Ehrenwort aber nur Stadtarrest hatte. Er hatte den König vormals gesehen, und erkannte ihn sogleich. Auch dem König kam sein Gesicht bekannt vor, und es war ihm beim Anblick desselben, als schicke ihm Gott diesen Mann zu seiner Hülfe. Die drei Pilgrimme aßen mit ihm an einem Tische. Er heftete während des Gesprächs die Augen unverwandt auf Don Heinrich, und fieng an auf einmal nachdenklich zu werden. Die Pilger wurden ängstlich, daß man sie erkennen möchte; doch beruhigte sie der Gedanke bald wieder, daß ein edler Bretagner einer Verrätherei wohl unfähig sei. Einer von Heinrichs Gefährten fragte ihn, ob er sich nicht wohl befinde, oder was sonst die Ursache seines nachdenklichen Stillschweigens sei? Die Gegenwart eines eurer Gefährten, entgegnete der Edelmann, erinnert mich lebhaft an den König Heinrich von Castilien; denn nie haben zwei Menschen eine größere Aehnlichkeit mit einander gehabt. Er schilderte nun den König nach allen

seinen Zügen, selbst den geringsten Merkmalen seines Gesichts, erzählte die Abentheuer desselben, und führte so viel besondere Umstände an, die sie selbst am besten wußten, daß sie nicht mehr zweifeln konnten, der König sei erkannt. Sie waren in großer Verlegenheit, den König durch Eröffnung in Gefahr zu bringen, oder durch Zurückhaltung dem Bretagner Mißtrauen merken zu lassen, und dadurch verdrüßlich zu machen, daß er das Geheimniß, welches sie ihm nicht eröffnet hatten, nicht verschweigen möchte. Er fuhr unterdessen ununterbrochen fort, sie von Don Heinrich zu unterhalten, seine Tapferkeit und Güte zu loben, und aufs eifrigste seine Wünsche zu äußern, daß er einst wieder regieren möchte; betheuerte auch, daß er keine Gelegenheit würde unbenutzt lassen, ihm Dienste zu leisten. Wie glücklich würde ich seyn, sagte er endlich, indem er sich gegen Heinrichen selbst kehrte, mit einem Ton, dem man es anhörte, daß er aus dem Herzen kam — wenn ich diesen großen König jetzt vor mir sähe. Ich beschwöre euch, verschweigt mir nicht länger, wer ihr seid, und laßt

euch überzeugen, daß ich euch mit unverletzlicher Treue dienen werde.

Heinrich gab ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er es wirklich sei, und äußerte seinen Wunsch, unsern Helden zu sprechen. Der Bretagner dankte ihm für sein Zutrauen, und man kam überein, sich in einer am Ende der Stadt gelegenen Kirche weiter zu besprechen, um unbemerkt zu bleiben, weil es fast unvermeidlich sei, von einem der Engländer, die unter Caurelée in Castilien gedient hätten, und jetzt alle hier gegenwärtig wären, erkannt zu werden. Der Bretagner versprach einen Versuch zu machen, zu unserm Helden ins Gefängniß zu kommen, um mit ihm über die Mittel zu einer Zusammenkunft zu berathschlagen. Wirklich erreichte er sein Vorhaben glücklich. Bertrand war entzückt über die Nachricht von Heinrichs Anwesenheit. Er befahl seinen Leuten, ein großes Gastmal zu bereiten, welches er einigen Landsleuten, die von St. Jacob in Galicien zurückkämen, geben wollte. Er schickte den Kerkermeister zu einem lombardischen Wechsler, ihm

hundert Thaler zu borgen, um mit der Hälfte das Gastmal zu bestreiten, die andere dem Kerkermeister für seine Mühe zu geben.

Heinrich und seine Gefährten giengen am andern Morgen in die Kirche, wohin der Bretagner sie bestellt hatte. Einige Gardisten des schwarzen Prinzen hörten von ohngefähr auch die Messe daselbst. Sie hefteten die Augen unverwandt auf unsere Pilger als eine ungewöhnliche Erscheinung, und fragten sie zuletzt gar, ob sie schon von St. Jacob kämen, oder erst dahin giengen. Dem König war gar nicht wohl zu Muthe. Unterdessen erschien der Bretagner, kniete an einem Orte nieder, wo er von ihnen gut bemerkt werden konnte, und endlich gab er das verabredete Zeichen, ihm zu folgen. Er gieng beständig ziemlich weit voraus, sie folgten langsam nach, und so brachte er sie endlich in das Gefängniß unseres Helden, der sie mit unbeschreiblicher Freude empfieng. Während man das Essen erwartete, giengen Heinrich und Bertrand ein wenig mit einander auf die Seite.. Sie leiteten aber das Gespräch so ge-

schickt, daß es immer allgemein zu seyn schien, während sie das, was sie sich zu sagen hatten, darein verwebten. Der Edelmann und die beiden andern Pilger sprachen unterdessen sehr laut, so daß jene Gelegenheit hatten, sich mitunter auch einige heimliche Worte zuzuflüstern. Heinrich entschuldigte sich gerührt, daß er die Ursache von Bertrands jetziger Lage sei, um so mehr, da man glauben müsse, der schwarze Prinz wolle ihn nicht wieder losgeben. Hierauf erzählte er dem Helden, wie unzufrieden Ritterschaft und Volk in Castilien mit Peters Tyrannei wären, daß Peter entschlossen seyn sollte, ein Mohamedaner zu werden, und Benmarins Tochter, die er heftig liebe, zu heirathen, er aber wiederholt aufgefordert worden sei, nach Castilien zurückzukommen.

Bertrand, der vermöge seines glücklichen Scharfblicks nicht lange über Etwas nachzudenken brauchte, sagte dem König: Geht so schnell als ihr könnt nach Castilien, und vollendet durch eure Tapferkeit die Empörung des Volks — ich

werde euch folgen, wenn blos menschliche Hinderniße mir im Wege stehen.

Aller Vorsicht ohngeachtet schöpfte doch der Kerkermeister Verdacht. Er zog seine Frau auf die Seite, und sagte ihr: Da ist wohl eine gute Gelegenheit vorhanden, auf einmal reich zu werden; denn sicherlich sind diese Pilger Spione oder vornehme Leute, die unter dieser Verkleidung zu Guesclin haben kommen wollen. Gewiß dürfte man auf eine große Belohnung rechnen, wenn man es dem Prinzen hinterbrächte.

Die Frau, welche unsern Helden sehr hoch schätzte, war nicht dieser Meinung. Sie antwortete: Wenn dein Verdacht ungegründet und unter den Pilgern nichts versteckt ist: so machen wir uns zum Gelächter vor Stadt und Land. Auch hat es ja keine Eile, weil sie doch erst nach Tische gehen, und dann sind ja Thüre und Schlüßel noch so gut in deiner Gewalt wie jetzt. Gesetzt aber auch, es wären vornehme Leute: so sehe ich doch nicht ein, wie diese Nachricht dem Prinzen so wichtig seyn könne,

und statt einer großen Belohnung würde es wohl nur bei schönen Worten bleiben. Laß mich nur erst genauer auf sie Acht geben, ob man an ihren Mienen und Geberden nichts bemerkt. Der Mann war es zufrieden, und sie, unter dem Vorwande, zu melden, daß das Essen fertig sei, gab unserm Helden sehr geschickt die Absicht ihres Mannes zu verstehen.

Bertrand erschrack, weil von dem Geize eines solchen Menschen alles zu befürchten war; beruhigte sich aber, als ihm die Frau die Schlüssel gab, welche sie dem Manne unbemerkt abgenommen hatte. Unterdessen war aufgetragen worden. Der Kerkermeister und seine Frau mußten, um alles unverdächtiger zu machen, mit essen, und man fieng an fröhlich zu werden. Gegen Ende der Mahlzeit stand der Kerkermeister auf, die Schlüssel zu den Thüren zu suchen. Als er sie nicht fand, rief er die Frau; diese wollte aber nicht wissen, wo sie hingekommen wären. Bertrand, als er die darüber entstandene Zänkerei hörte, nahm einen Stock, und prügelte den Kerkermeister, unter dem Vorwand

der Brutalität gegen seine Frau, so kräftig durch, daß er gänzlich außer Stand war, etwas zu unternehmen. Hierauf schloß er seinen Gästen die Thüren auf, und entließ sie, die nicht länger säumten, Bourdeaux sogleich zu verlassen. Dem treuen Bretagner gab Heinrich beim Abschied Geld, seine Ranzion zu bezahlen, und sich auszurüsten, ihm nachzukommen.

Siebentes Kapitel.

Während dem alles dieses sich zutrug, verlautete noch immer nichts von der Loslassung unseres Helden. Ohnstreitig setzte sich die englische Regierung dagegen, damit die Angelegenheiten ihrer Feinde durch seine Mitwirkung nicht von neuem einen bessern Fortgang bekämen. Dazu kam vielleicht noch die Eifersucht des schwarzen Prinzen auf Bertrands Ruhm, und daß es ihm Vergnügen machte, die Thaten desselben, durch seine Gefangenschaft, auf einige Zeit unterbrochen zu sehen. Eines Tages, als er mit einigen Herren seines Hofes im vertraulichen Gespräch begriffen war, fragte ihn d'Albret, ob es wohl erlaubt sei, ein Gerücht, das zu seinem Nachtheil verbreitet würde, bekannt zu machen. Der Prinz entgegnete: Es ist nicht nur erlaubt,

sondern ihr verbindet mich auch dadurch. Nun so wißt, gnädiger Herr! fuhr d'Albret fort, man sagt, ihr wolltet den Bertrand nicht auslösen lassen, aus Furcht und weil ihr ihn um seinen Ruhm beneidetet.

Ich ihn fürchten? rief der Prinz; ich fürchte keinen Menschen. Man hat meine Absichten falsch gedeutet. Ich danke euch für diese Nachricht — und zum Beweis, daß ich ihn nicht fürchte, bringe man ihn sogleich hierher, damit ich ihm seine Freiheit ankündigen kann. Ein Herold gieng, den gefangenen Helden zu holen, und der Prinz sagte zu den anwesenden Herren: Wahr ist es, Guesclin ist ein herrlicher Mann, und ich wollte halb Guyenne darum geben, wenn ich ihn für meinen Vater werben könnte; aber fürchten kann ich keinen Menschen, auch ihn nicht.

Indem trat der Held in den Saal. Er machte eine tiefe Verbeugung, und warf sich vor dem Prinzen auf die Knie. Dieser hob ihn sogleich auf mit den Worten: Nun, wie geht's euch, Herr Bertrand?

Traun, gnädiger Herr! antwortete dieser, es langweilt mich, immer nur den Gesang der Mäuse von Bourdeaux zu hören; die Nachtigallen meines Vaterlandes wären mir freilich lieber!

Nun, diese Freude muß man euch machen, versetzte der Prinz; man sagt ohnehin, ich hielte euch nur aus Furcht gefangen.

Das wäre die größte Ehre für mich, sagte Guesclin, wenn ein so allgemein gefürchteter und bewunderter Fürst doch mein Schwerdt furchtbar fände. —

Nein, Bertrand, unterbrach ihn Eduard, man irrt sich. Ich liebe und ehre tapfere Leute, ohne sie zu fürchten, und gebe euch hiermit auf Ranzion los.

Guesclin dankte für diese Gnade, und fuhr dann mit erhöhtem Ton der Stimme fort: Ich bin nun also kein Gefangener mehr, und so darf ich es wohl sagen, daß Don Heinrich von diesem Augenblick an gewiß seyn darf, wieder König von Castilien zu werden. In eurer und aller dieser Ritter Gegenwart schwöre ich, ihn

einer ganzen Welt zum Trotz noch einmal dazu krönen zu lassen.

Der ganzen Gesellschaft fielen diese trotzigen und kühnen Worte auf, und der Prinz sagte: Vielleicht stellt ihr euch die Sache leichter vor, als sie ist.

Nein, versetzte Bertrand, ich weiß, was ich sage, und wage es, euch gnädiger Prinz zu fragen, ob es euch nicht reut, dem gottlosen Peter Beistand geleistet zu haben, der auch euch nun betrogen hat? — Als ihr nach Spanien zogt, wunderte sich jedermann, daß ihr mit euren Waffen einem Manne den Thron wieder erkämpfen wolltet, der dessen anerkannt unwürdig war, und wie ihr den Mörder seiner Gemalin, die eure eigene Verwandte, und aus dem edelsten Blute, dem der Könige von Frankreich, entsprossen war, vertheidigen mochtet. Und endlich, gnädiger Herr! hättet ihr mich gar nicht sollen gefangen setzen lassen, denn ich habe ja euch nicht bekriegt, sondern war im Dienste des Königs Heinrich, wie Caurelée und mehrere andere eurer Ritter, ja selbst Unterthanen. Unsere

Sache war sehr gerecht, und lief keineswegges gegen euer Interesse. Doch dem sei nun, wie ihm wolle. Ich will gerne meine Ranzion erlegen, nur erinnert euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts besitzt, als was er durch die Waffen erwarb.

O ihr könnt alles Lösegelds entübrigt seyn, sagte der Prinz, wenn ihr mir nur versprecht, nie gegen meinen Vater und mich zu dienen.

Bertrand, durch diese Zumuthung halb beleidigt, entgegnete trotzig: Ich wundere mich, wie ein so edler und tapferer Prinz mir Etwas ansinnen kann, was meiner Pflicht zuwider ist. Lieber wollte ich sterben, als eine so entehrende Zusage von mir geben.

Nun wohlan, fuhr der Prinz fort, ich erlasse euch die Ranzion, bis auf eine Summe, die ihr selbst bestimmen könnt, um nur der Formalität wegen etwas von euch anzunehmen. Ihr seid ein Mann von Verdienst, und bezahlt mir nur hundert Franken oder noch weniger, wenns euch gut dünkt.

Bertrand bemerkte, daß der Prinz ihn durch

dieses Anerbieten fangen wollte, und die Engländer sich gefreuet haben würden, ihn eine gemeine Handlung begehen zu sehen. Er antwortete: Es ist nicht recht, daß man mir so gar wohlfeilen Kauf machen will, da ich doch königliche Heere angeführt habe, und mit einigem Glück. Hunderttausend Goldgülden Ranzion hoffe ich wohl werth zu seyn!

Hunderttausend Goldgülden, rief der Prinz, das ist mehr, als ich verlange.

Nun, so will ich wenigstens siebzigtausend geben, sagte Guesclin; aber das ist auch mein letztes Wort, und davon geht kein Heller ab.

Der Prinz erwiederte: Aber woher so viel Geld nehmen, Herr Bertrand? wenn es wahr ist, daß ihr arm seyd. —

O so habe ich doch noch Freunde, fuhr dieser fort. Die Könige von Frankreich und Castilien werden mich nicht im Gedränge lassen, und in Bretagne leben hundert Ritter, die heute noch ihre Güter verkaufen würden, mir diese Summe zu verschaffen. Mancher trägt einen Beutel an seinem Gurt, in dem ein Theil mei-

ner Ranzion steckt, ohne daß er es selbst vermu⸗thet. Am Ende und im Nothfall aber würden doch alle Frauen in Frankreich in einem Jahre genug spinnen, um mich dafür loskaufen zu können.

Nach diesem Gespräch ließ der Prinz Wein bringen, unsern Helden zu ehren, und nun ent⸗ließ er ihn mit der Erlaubniß, hinzugehen, wo er hin wolle. Chandos und Caurelée boten ihm ihre Cassen an, und er nahm so viel von ihnen an, als er nöthig hatte, seine Zeche in der Stadt zu bezahlen und seine Reise zu bestreiten. Das Gerücht von seiner Befreiung verbreitete sich bald durch die ganze Stadt. Das Volk strömte auf die Gassen, und verlangte mit so großem Ungestüm ihn zu sehen, daß der Prinz ihn bitten ließ, sich zu zeigen. Die Gemalin des Prinzen, welche sich eben in Angoulême aufhielt, schrieb ihrem Gemal, ihn bis zu ih⸗rer Rückkehr aufzuhalten. Als ihr bei derselben nach einer alten Gewohnheit von Seiten der Stadt einige Schüsseln mit Gebackenem und eine bestimmte Quantität der edelsten Gascognischen

Weine überreicht wurden, schickte sie Alles, ohne es angerührt zu haben, Bertranden zum Geschenk, und ließ ihn zugleich einladen, am andern Mittag mit ihr zu speisen. Menschen aus ganz Guyenne waren zusammen gekommen, ihn zu sehen, als er diesem Befehl gehorchte.

Die Prinzessin empfieng ihn mit den bestimmtesten Ausdrücken der Gnade und Hochachtung, und seiner Weigerung ohngeachtet mußte er mit an ihrer eigenen Tafel essen. Als man aufgestanden war, gab sie ihm ihre Verwunderung über die außerordentlich große Ranzion zu erkennen, die er sich selbst angesetzt hatte, und bat ihn, dreißigtausend Goldgülden als einen Beitrag zur Erleichterung derselben anzunehmen. Guesclin warf sich ihr zu Füßen, und sagte: Bis diesen Augenblick habe ich geglaubt, der häßlichste Ritter in Frankreich zu seyn; aber ich höre auf, eine so schlechte Meinung von mir zu haben, da die Damen mir so wichtige Geschenke machen. Ich darf nichts ausschlagen, was mir die edelste und schönste Hand anbietet, und nehme es mit der größten Dankbarkeit an.

Nachdem er sich beurlaubt hatte, fand er bei seiner Rückkunft dreißigtausend Goldgülden, die der Schatzmeister der Prinzessin auf seinen Tisch gelegt hatte. Von dieser Summe bezahlte er jedoch nichts von seinem Lösegeld, sondern nachdem er Chandos und Caurelée ihre Vorschüsse wieder gegeben hatte, machte er mit dem Uebrigen gefangene Bretagnische Soldaten frei. Nachdem er noch allen Festlichkeiten und Belustigungen, die der Prinz, Chandos und Caurelée ihm zu Ehren anstellten, beigewohnt hatte, reiste er endlich von Bourdeaux wieder ab, und hinterließ einen allgemein günstigen Eindruck von seiner Tugend.

Achtes Kapitel.

Als Bertrand das Thor von Bourdeaux verlassen wollte, begegnete ihm ein armer Edelmann aus Bretagne zu Fuß, den er in dem Spanischen Kriege hatte kennen lernen. Auf die Frage: Wo hinaus? antwortete er: Ich glaubte, ihr wäret noch gefangen, edler Herr! und tröstete mich damit, gefangen zu seyn, so lange ihr nicht commandiren könntet. Nun aber, da ich das Gegentheil sehen muß, beziehe ich mein Gefängniß mit Herzeleid. Ich war in Bretagne, mein Lösegeld zu holen; da ich es aber nicht habe aufbringen können, muß ich nun wieder zu den Engländern.

Und wie viel braucht ihr? fragte Bertrand. — Hundert Franken, antwortete der Bretagner. — Falsch gerechnet! fuhr der Held

fort; ihr braucht noch funfzig Franken zu einem guten Pferd, und eben so viel, euch auszurüsten. Er ließ sie ihm sogleich auszahlen, und der Edelmann versprach unter vielem Dank, sich bald bei seinen Fahnen einzufinden.

Bertrands Absicht war gewesen, zunächst den Herzog von Anjou in Languedoc zu besuchen. Unterwegs erfuhr er aber, dieser befinde sich in Provence, führe Krieg mit der Königin Johanna von Neapel, und sei eben mit der Belagerung von Tarascon beschäftiget. Sogleich reiste er nun in größter Eile darauf zu. Der Herzog hatte eine außerordentliche Freude, ihn zu sehen, und rief ihm zu: Willkommen, tapferer Bertrand, der wieder so viele Lorbeern erfochten hat. Er antwortete: Ich komme als ein armer Gefangener, die Freiheit in den Beuteln meiner Freunde zu suchen. Ob ich aber gleich noch keine Rüstung anlegen darf: so habe ich doch zwei Fäuste, sie gegen eure Feinde zu gebrauchen. Der Herzog tröstete ihn wegen der Bezahlung seines Lösegeldes, und setzte hinzu, seine Gegenwart wäre ihm lieber als ein ganzes Heer.

Guesclin, nachdem er die vornehmsten Hauptleute und die Soldaten begrüßt hatte, nahm einen Herold mit sich, und gieng mit ihm bis an die Schranken der Stadtthore. Hier ließ er den wachthabenden Officier rufen, und durch diesen den Befehlshaber zu einer kurzen Unterredung einladen. Bald erschien dieser in ansehnlicher Begleitung. Er ersuchte den Helden, in die Stadt zu kommen, wo man ihn gewiß nach Würden empfangen sollte. Bertrand dankte aber für diese Höflichkeit, und sagte: Ich komme nicht als Feind zu euch, sondern ohne Waffen, selbst ohne Degen, und führe nichts als diesen kleinen Stab. Meine Absicht ist, euch zu bitten, keinen hartnäckigen Widerstand zu thun, der nur gefährlich und verderblich ist; sondern den Zeitpunkt zu benutzen, wo der Herzog noch zum Vergleich geneigt ist. Nicht lange, so wird das Heer mit zweitausend Bretagnern verstärkt werden, die mein Bruder Olivier bringt, und die vor Ungeduld brennen, Sturm zu laufen. Ausserdem erwartet man im Lager noch die ganze Macht von Languedoc, und nur auf mein Bit-

ten hat der Herzog den Sturm einen Tag aufgeschoben. Entschließt ihr euch aber heute nicht, so wird er morgen vor sich gehen, und ihr der Wuth siegreicher Truppen ausgesetzt seyn; dann werde ich mein Amt als Rathgeber und Mittelsmann niederlegen, und als euer Feind erscheinen.

Der Befehlshaber legte ihm die Lage der Stadt und seine Gründe zur Vertheidigung derselben offenherzig vor, und fuhr fort: Nun, Herr Bertrand, sagt mir selbst bei eurer Ehre, was ihr an meiner Stelle thun würdet. Bertrand antwortete, nach seiner Ueberzeugung befände er sich in der Nothwendigkeit zu capituliren. Er bat sich einen Tag Bedenkzeit aus, und veranstaltete eine Versammlung der Bürger. Diese war zwar Anfangs getheilter Meinung; man vereinte sich aber bald dahin, dem Herzog die Schlüssel der Stadt zu überschicken. Viere der angesehensten Bürger erschienen im Zelte des Herzogs, warfen sich vor ihm nieder, und einer sagte: Wir kommen, euch die Schlüssel einer Stadt zu bringen, die erfreut ist, durch eure Waffen Frankreich unterworfen zu werden. Wir

überlassen uns gänzlich eurer Gnade, in dem Vertrauen, daß ihr uns verzeihen und als Leute behandeln werdet, die nur in so ferne eure Feinde waren, als es die Pflicht gegen unsre Fürstin erforderte.

Der Herzog sah sie unwillig an, und antwortete ihnen nicht; aber kaum hatte es Guesclin, der menschenfreundlichste aller Menschen, bemerkt, so legte er eine Bitte um Gnade bei dem Herzog für sie ein. Ich überlasse sie euch, sagte dieser, macht mit ihnen, was ihr wollt, da ihr ohnedies mehr Theil an der Eroberung habt, als ich. Die Schlüssel wurden nun angenommen, die Fahne des Herzogs aufs Hauptthor gepflanzt und Wache dazu gestellt. Bald kam auch der Herzog selbst in die Stadt. Weiber und Kinder mit aufgelösten Haaren fielen auf die Knie nieder, und baten um Gnade. Es ist alles vergeben, rief der Herzog; aber wißt es besonders dem Herrn Bertrand Dank, welcher will, daß man stets verzeihe!

Von hier rückte der Herzog mit seinem Heer gegen Arles, und bemächtigte sich in kurzer Zeit

dieser Stadt und der ganzen umliegenden Gegend. Bertrand beurlaubte sich nun, und erhielt vom Herzog dreißigtausend Gulden als einen Beitrag zu seiner Ranzion, und Quartier für seine zweitausend Bretagner, welchen er die Ordre hinterließ, zu jeder Stunde zum Marsch nach Spanien bereit zu seyn. Er reiste über Avignon, wo er den Papst besuchte, weiter nach Paris.

Zehn Bretagnische Edelleute waren von Bourdeaux, wo sie gefangen gewesen, abgereist, in ihrem Vaterland ihre Ranzion zu holen. Sie waren schlecht ausgerüstet, noch schlechter beritten; einige mußten gar zu Fuß reisen, und endlich ohne Geld. Sie kamen in ein Wirthshaus, forderten Wein und Essen, und zogen ihre Pferde in den Stall. Der Wirth, durch ihren armseligen Aufzug mißtrauisch gemacht, fragte sie, wovon sie bezahlen wollten? — Seid unbesorgt, entgegneten sie, wir haben noch so viel, um euch zu befriedigen. Wir kommen von Bourdeaux, wo wir auf Ranzion frei gelassen worden sind. Diese wollen wir jetzt ho-

len, um dem Du=Guesclin zu folgen, mit welchem wir in der Schlacht bei Navarette gefangen worden sind. Der Wirth, ehedem auch Soldat, erkundigte sich sehr genau nach dem berühmten Guesclin, ließ sich seine Abentheuer und seine großen Thaten in Spanien erzählen, und rief endlich aus: Weil ihr denn für einen so braven Mann gefochten habt und seine Landsleute seid: so will ich euch auch wie seine Freunde behandeln und wie seine Kinder aufnehmen. Darauf ließ er ihnen ein gutes Mahl bereiten. Kaum waren sie aber eine halbe Stunde in diesem Hause, so kehrte durch einen glücklichen Zufall auch unser Held da ein. Die Bretagner ließen ihm entgegen, bewillkommten ihn, gaben sich zu erkennen, und rühmten auch, wie viel Gutes ihnen der Wirth um seinetwillen gethan habe. Guesclin und sein Gefolge nöthigten sie, mit ihm an einem Tisch zu essen, so sehr sie sich auch entschuldigten, daß sie diese Ehre nicht verdienten. Nach Tische fragte sie der Held, wie viel sie zu ihrer Ranzion nöthig hätten, und erfuhr, daß sie für sie alle auf viertausend

Franken übereingekommen wären. Die muß man euch verschaffen, sagte er, und dazu noch zweitausend Franken zu eurer Ausrüstung, tausend zur Reise und tausend für den Wirth, der euch um meinetwillen so wohl gethan hat. Und er befahl seinen Leuten, sie ihnen auszuzahlen. Die zehn Waffenbrüder bedankten sich gar höflich, rüsteten sich wieder aus, und eilten nach Bourdeaux, die Ranzion zu überbringen. Der, dessen Gefangene sie gewesen waren, erstaunte, sie so schnell und so wohl ausgerüstet mit vollen Beuteln zurückkehren zu sehen. Er schöpfte Verdacht, und verklagte sie bei dem Seneschall, ob sie wohl einen Kaufmann auf der Straße beraubt hätten. Man verhörte jeden einzeln; weil sie aber alle einstimmig dieselbe Begebenheit als die Ursache ihres veränderten Zustandes angaben, wurden sie losgesprochen. Der schwarze Prinz, als er davon hörte, bewunderte die Großmuth seines Feindes, und sagte: Wenn Bertrand so fortfährt, wird er höher steigen, als irgend einer vor ihm, und wir werden es bereuen müssen, ihn losgelassen zu haben.

Chandos erfuhr, unser Held würde durch Nyort reisen, wovon er Statthalter war. Er eilte sogleich dahin, und empfieng ihn mit eben so ausgezeichneten Ehrenbezeugungen, als man es dem König von England selbst zu thun pflegte. Er begleitete ihn hernach bis Poitiers, wo ihm auf Befehl des schwarzen Prinzen gleiche Ehre wiederfuhr, und so in allen Städten, durch die er auf seiner Reise kam. Endlich langte er in Paris an, wo er von dem König mit großer Freude empfangen wurde. In den geheimen Unterredungen mit demselben erfuhr er, was indessen zwischen dem Papst und dem Herzog von Anjou, Don Heinrich und der arragonischen Regierung vorgefallen war. Nach einem Aufenthalt von neun oder zehn Tagen beurlaubte er sich wieder bei dem König, unter den heiligsten Versicherungen seiner unverletzlichen Treue. Von hier nahm er nun seinen Weg nach Bretagne. Er schickte einen seiner Edelleute nach Nantes voraus, dem Herzog seine Ehrerbietung zu bezeigen, und zu hören, ob er wohl ins Land kommen dürfe. Der Herzog äußerte großes Vergnü-

gen darüber, unsern Helden als die Krone nicht nur seiner Unterthanen, sondern der ganzen Christenheit in seinem Lande zu wissen, und nun begab sich dieser nach Roche-de-rien zu seiner geliebten Theophania, wo er bald von dem Herzog Johann dem Eroberer die Bestätigung des Geschenks erhielt, welches ihm der unglückliche Carl von Blois mit dem Niesbrauch dieses Gutes gemacht hatte. Seine alten Freunde und Waffenbrüder, der Vicomte von Rohan, Wilhelm von Craon, Johann von Laval, die Herren von Beaumanoir, von Dinan, der Vicomte von la Belliere und fast alle Herren aus Bretagne, Anjou, Maine und der Niedernormandie besuchten ihn in seinem Hause.

Von seinem ersten Zug nach Spanien hatte Bertrand hunderttausend Franken mit zurückgebracht, und sie in der Abtei St. Michael auf dem Berg niedergelegt. Jetzt sagte er eines Tages zu seiner Theophania, er müsse dieses Geld aufnehmen, und dazu noch einige von ihren Rin-

gen verkaufen, um einen Theil seiner Ranzion zu bezahlen, damit er nicht zu viel von seinen Freunden zu borgen brauche. Theophania erwiederte: weder auf dieses Geld, noch auf die Einkünfte seiner Güter, noch auch auf sein Silbergeräthe und ihre Pretiosen dürfe er sich Rechnung machen; denn alles dieses habe sie zur Belohnung armer Soldaten, die unter ihm gedient hätten, verbraucht, theils ihre Ranzion zu bezahlen, theils sie wieder auszurüsten, und ihm dadurch manchen braven Mann erworben. Bertrand bezeigte ihr seine Zufriedenheit über diese Verwendung seines Vermögens; denn einen tapfern Mann erwerben, sagte er, ist besser als eine Herrschaft, und die Erhaltung eines braven Soldaten mehr werth, als ein Schatz; auch hoffe ich durch die tapfern Männer, die du mir erhalten hast, mehr zu erwerben, als sie dich gekostet haben.

Die Freunde und Bekannten, welche ihn in Roche-de-rien besucht hatten, hatten kaum dieses edle Benehmen seiner Gemalin in Erfah-

rung gebracht: so faßten sie auch einmüthig den Entschluß, unserm Helden nicht nur den Betrag seiner Ranzion, sondern auch alles, was er zu einer neuen Werbung bedürfe, vorzuschießen.

Neuntes Kapitel

Nachdem unser Bertrand der Berichtigung seiner ökonomischen Angelegenheiten noch einige Zeit gewidmet hatte, reiste er nach Rochelle ab. Hier fand er mehrere seiner alten Soldaten, die, wie sie ihm sagten, nach Bretagne wollten, ihr Lösegeld dort zusammen zu bringen. Ach! entgegnete ihnen der Held, das ist der Mühe nicht werth, meine lieben Kameraden! ihr hättet das Hingehen fürs Hergehen. Es ist besser, wenn ich euch jetzt gleich das Geld gebe, so könnt ihr geschwind wieder nach Bourdeaux gehen, und dann nach Languedoc. Seine Zahlmeister mußten ihnen geben, was sie zur Ranzion, Ausrüstung und Reise nöthig hatten. So machte er es mehreremale, und anstatt von den in Bretagne erhobenen Summen noch etwas übrig zu

behalten, mußte er noch von Wechslern aufnehmen, und auf alle Pächter seiner Güter Anweisungen ausstellen.

Endlich kam er in Bourdeaux an. Als er dem schwarzen Prinzen seine Aufwartung machte, waren eben Chandos, Caurelée und mehrere andere Herren des Hofes um ihn versammelt. Bertrand warf sich vor ihm nieder; aber der Prinz hob ihn sehr gnädig auf, und sagte: Es freut mich, Herr Bertrand, euch nach eurer Reise glücklich wieder zu sehen. Ihr habt sie sehr bald geendigt, und bringt doch, wie ich höre, mehr Geld mit, als ihr mir schuldig seid. Wahr ist es, antwortete Guesclin, daß mich die Ungeduld, mein Wort auszulösen und dem König Heinrich zu dienen, der mich in Spanien erwartet, sehr getrieben hat; auch habe ich wirklich mehr Geld gefunden, als ich erwarten durfte. Ich glaubte aber, es besser anzuwenden, wenn ich viertausend Soldaten auslöste, deren jeder besser ist als ich, und die mich in Languedoc erwarten; zu den siebzigtausend Gülden meiner eigenen Ranzion aber habe ich noch nicht einmal den ersten.

Und was ist da zu machen? fragte ihn der Prinz lächelnd. —

Es folgt nichts daraus, entgegnete der Held, als daß ich hier leichter zu fangen bin als bei Navarette; Ihr könnt mich verhaften lassen, oder da ich mein Gefängniß schon weiß, will ich auch selbst hingehen. —

Nein, unterbrach ihn der Prinz, ihr bleibt auf euer Ehrenwort in der Stadt, bis das Geld gekommen ist, und, fuhr er zu Chandos fort — es wäre wohl besser, wenn es gar nicht käme; denn eine geheime Ahnung sagt mir, daß es für die Angelegenheiten Englands noch immer zu bald kommen wird.

Nicht so, erwiederte der feine Chandos; ob ich wohl Bertrands Verdienste anerkenne, hoffe ich doch, daß die englischen Waffen immer siegreich bleiben werden, so lange uns Gott den tapfern Prinzen von Wales erhält.

Am andern Tag, als der Prinz bei Tafel saß, erschienen einige unbekannte Leute, und sagten, sie hätten Auftrag, Guesclins Ranzion zu bezahlen, und baten den Prinzen, er möchte be-

fehlen, wo sie das Geld zahlen sollten. Der Prinz fragte sie, wo sie herkämen, und wer das Geld hergegeben hätte; aber die Unbekannten verbaten sich darüber alle weitere Erklärung. Bertrand, der in dem nemlichen Saale mit den englischen Herren bei Tische saß, trank, als er diese Nachricht vernahm, auf die Gesundheit des Prinzen von Wales und seiner Befreier. Einer von ihnen näherte sich ihm, und sagte, sie hätten nicht nur die siebzigtausend Gülden, sondern hunderttausend und drüber, die zu seinen Diensten ständen. Nein, sagte Bertrand, ich verlange und brauche nur so viel, als nöthig ist, um die französischen, bretagnischen und castilianischen Gefangenen, die hier sind, auszulösen und auszurüsten.

Nachdem dieses alles in Ordnung gebracht war, und er sich gültige Quittungen hatte ausstellen lassen, beurlaubte er sich bei dem Prinzen, dankte ihm nochmals für genossene Gnade, und sagte: er werde wohl in Spanien die Ehre haben, ihn wieder zu sehen; denn eine zweite Reise dahin möchte unumgänglich nöthig seyn,

den Don Pedro wieder einzusetzen, da er gesonnen sei, ihn ohne Aufenthalt vom Throne zu stoßen; und diesmal werde Don Heinrich schon andere Maßregeln ergreifen, als das erstemal.

Reiset nur mit Gott! erwiederte der Prinz — noch weiß ich selbst nicht, was ich thun werde; aber schwerlich komme ich wieder nach Spanien, denn die Untreue Peters, und die Furcht, nicht wieder so glücklich zu seyn, als zum erstenmal, halten mich sehr zurück. Auch würde mein Vater seine Einwilligung nicht dazu geben, und meine Finanzen sind durch den ersten Feldzug so erschöpft, daß ich jedermann schuldig bin und keinen Credit mehr habe.

Zehntes Kapitel.

Heinrich von Transtamara, als er Bourdeaux in seiner Pilgerkleidung wieder verlassen hatte, kam nebst seinen Gefährten nur nach vieler Gefahr, Mühe und Angst in Toulouse an. Den Herzog von Anjou fand er nicht, denn er war nach Villeneuve bei Avignon gereist. Er kehrte in dem Gasthof zur Wage ein, wo der jüngere Bruder des Grafen von Cominges, genannt le Boury de Cominges, seit langer Zeit einen seiner Knappen unterhielt, Nachrichten von Heinrich einzuziehen. Dieser verschlagene Mann erkannte den König sogleich, schickte auf der Stelle einen reitenden Boten an seinen Herrn, der in Cominges Nachrichten erwartete, und meldete ihm, er habe Heinrichen gesehen, und es sei also Zeit, in die Stadt zu rücken, um ihn auf-

zuheben. Dieser Bourn von Cominges hatte Heinrichen seit der Schlacht bei Navarette immer auf dem Fuße verfolgt, ihn aber verloren, als er in der Kleidung eines Pilgers reiste; doch blieb er in der festen Zuversicht, er werde ihn in Languedoc wiederfinden, und deswegen hatte er an mehreren Orten dieser Provinz Leute ausgestellt, um Nachrichten von ihm einzuziehen. Er hoffte, von Don Pedro sehr reichlich belohnt zu werden, wenn er ihm Heinrichen ausliefern könnte. Jetzt machte er sich sogleich mit hundert Waffengenossen auf in ein Dorf, durch welches seiner Vermuthung nach Heinrich kommen mußte, wenn er zu dem Herzog von Anjou reiste. Der Kundschafter war von allem unterrichtet, um seine Maßregeln darnach nehmen zu können.

Heinrich hatte sich unterdessen besonnen, in Spanien einen Edelmann aus Toulouse, Namens Gaillart, gekannt zu haben, den er selbst zum Ritter geschlagen und reichlich beschenkt hatte. Er erkundigte sich nach ihm, und erfuhr, daß er noch in der Stadt wohne, und nach seiner Rückkehr sich verheirathet habe. Zu diesem gieng

Heinrich, und fand ihn, wie er sich eben mit seiner Gemalin zu Tische setzen wollte. Er erkannte den König sogleich, und warf sich erfreut ihm zu Füßen; aber dieser sagte ihm ins Ohr, er wolle unerkannt bleiben. Der Ritter ließ auch die drei Gefährten herbeiholen, und sie aßen zusammen. Nach Tische hielt man gemeinschaftlich Rath, und es wurde beschlossen, Heinrich sollte mit seinen Gefährten und unter Gaillarts Begleitung am nächsten Morgen in größter Frühe nach Carcassonne reisen. Der Kundschafter des Boury von Cominges erfuhr es, und gab seinem Herrn sogleich Nachricht davon. Dieser begab sich in größter Eile dahin, gab seinen Freunden Befehl, ihm einzeln nachzukommen, zu verschiedenen Thoren in die Stadt zu gehen, und in verschiedenen Gasthöfen einzukehren, um allen Verdacht zu vermeiden. Heinrich stieg im Gasthof zum goldenen Apfel ab, und schickte den Ritter zu der Maria von Bretagne, Herzogin von Anjou, welche sich hier aufhielt, sie zu begrüßen. Die Herzogin schickte ihm Geschenke, konnte ihn aber nicht sprechen, weil nach dama-

liger Sitte die vornehmen Frauen ohne besondere Erlaubniß ihrer Männer keine männlichen Besuche annahmen. Als der Ritter vom Schlosse zurückkam, gewahrte er den Boury von Cominges, der sich eben bei einigen Leuten genau erkundigte, wer wohl die Fremden im goldenen Apfel wären. Gaillart, welcher Verdacht schöpfte, fragte ihn in einem ziemlich rauhen Tone, warum er nach Carcassonne komme; wahrscheinlich sei er nicht ohne Absicht hier. Le Boury erwiederte, sein Bruder, der Graf von Cominges, habe ihm vor einiger Zeit ein Gut in der Nähe geschenkt; einige Nachbarn machten ihm gewisse Rechte darauf streitig, weswegen er hier beim Seneschall klagen wollte, und eben habe er sich erkundiget, ob nicht seine Leute, die sich in Toulouse hätten Raths erholen wollen, angekommen, und im goldenen Apfel eingekehrt wären.

Der Ritter, mit dieser Antwort nicht zufrieden, ließ sich in den Thoren erkundigen, ob an diesem Tag nicht mehrere auffallende Leute hereingekommen wären. Man antwortete, es wären zwar mancherlei Leute hereingekommen, alle hät-

ten aber einstimmig gesagt, le Boury habe sie wegen eines Prozesses hierher beschieden. Die Herzogin davon benachrichtiget, befahl, den le Boury zu verhaften; aber er entfloh noch zu rechter Zeit.

Don Heinrich gieng von hier nach Bezieres, wo er den Bruder des tapfern Stammlers von Villaines besuchte. Dieser begleitete ihn nach Villeneuve zu dem Herzog von Anjou, welcher den König mit den größten Ehrenbezeugungen aufnahm. Gerne wäre der Herzog selbst mit nach Spanien gezogen, hätten ihn nicht die Angelegenheiten seines Bruders, des Königs, in Languedoc zurückgehalten. Doch gab er ihm zweitausend Mann tapfere Truppen, die auf drei Monate voraus bezahlt waren, und beim Abschied bat er ihn, das Silberzeug, auf welchem man seit seiner Anwesenheit am Hof gespeist hatte, als einen Beweis seiner Freundschaft anzunehmen. Heinrich sagte: Ich nehme ohne Bedenken, was von eurer Hand kömmt, Herr Herzog! und ich werde dieses reiche Geschenk aufheben, zur beständigen Erinnerung an

die Dankbarkeit, die ich euch schuldig bin. Sie trennten sich unter den Versicherungen einer ewigen und treuen Freundschaft.

Nun reiste Heinrich nach Avignon zu dem Papst, wo ein neuer Vertrag zwischen diesem und den Königen von Frankreich, Castilien und Arragonien in allen Punkten ratificirt wurde. Der letztere hatte zwar mit Don Pedro, als ihm das Glück wieder lächelte, Friede geschlossen, und aus Furcht vor seiner Rache sogar versprochen, alle Verbindung mit Heinrichen abzubrechen; aber eben so leicht trat er jetzt wieder einem Bund gegen denselben bei, als er ganz Castilien unzufrieden und für Don Heinrich gestimmt sah.

Wirklich standen in ganz Castilien Stände und Ritterschaft, Geistlichkeit, Adel und Volk in einem stillschweigenden Einverständniß gegen Don Pedro, weil alle gleiche Bedrückungen erdulden mußten, und es bedurfte nur der Gegenwart Don Heinrichs, diese geheime Unzufriedenheit zu offenem Aufruhr reifen zu sehen. In Begleitung seiner zweitausend Mann verließ dieser Frankreich. In Arragonien fand er ein schönes

Heer zu seinem Dienste bereit, welches von dem ältesten Infanten des Königs befehligt wurde. Die Arragonesen waren erfreut, daß dieser junge Prinz unter dem berühmten Guesclin die Tugenden der Tapferkeit, Redlichkeit und Weisheit sollte üben lernen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eilftes Kapitel.

Kaum war Heinrich an den Ufern des Ebro erschienen, so erhielt auch durch seine Ankunft die Liebe der Castilianer zu ihm einen neuen Schwung. Nachdem er seine Gemalin in Borja, welches die guten Anstalten des Olivier von Mauny ihm erhalten hatten, gelassen hatte, gieng er über den Fluß und musterte sein Heer. Es bestand aus dreitausend Gepanzerten oder schweren Reutern und mehr als sechstausend Mann zu Fuß, größtentheils Franzosen und Arragonesen.

Calahorra und Burgos nahmen ihn ohne Widerstand auf. Sein Heer vermehrte sich mit der ganzen Macht von Castilien. Als er in Erfahrung brachte, daß der König Jacob von Majorka sich noch in Valladolid aufhalte, Trup-

Bayerische Staatsbibliothek München

pen und Geld, welche ihm von dem schwarzen Prinzen versprochen worden, zu erwarten: so beschloß er, sich dieses unglücklichen Königs zu bemächtigen, entweder um Geld zur Bezahlung seiner Truppen von ihm zu erpressen, oder sich dem König von Arragonien desto nothwendiger zu machen. Er schickte den Infanten von Arragonien mit einem Theil des Heers gegen Leon, er selbst aber gieng mit dem Rest gerade auf Valladolid los. Man öffnete sogleich die Thore, und er nahm den kranken König Jacob auf seinem Bette gefangen. Er bat, ihn seinem Stande gemäß zu behandeln, und nur nicht seinem Todfeinde, dem König von Arragonien, auszuliefern. Heinrich gab ihm sein Wort darauf, und nach einiger Zeit wurde er von seiner Gemalin, der schönen und unglücklichen Königin Johanna von Neapel, deren dritter Mann er war, für acht und zwanzigtausend Goldgülden wieder ausgelöst.

Die Stadt Leon ergab sich nebst dem ganzen Lande und dem Königreich Galicien nach kurzem Widerstand. Heinrich rückte nach Neu-

castilien vor, und auch hier wich alles vor seinen siegreichen Waffen zurück, und Madrit ergab sich nach einer kurzen Belagerung von zwei Tagen. Das Heer des Königs vermehrte sich durch diese Eroberungen auf sechzigtausend Mann, und schien nun hinreichend, die Belagerung von Toledo unternehmen zu können, wo Don Pedro sich aufhielt, und alles anwendete, diese Festung unbezwinglich zu machen. Er hatte den Erzbischoff daraus vertrieben, weil er ihm nicht sehr ergeben schien, und dieser gieng zu Heinrichen über, und begünstigte durch seinen Credit alle Unternehmungen desselben. Dieses war von großer Bedeutung, denn der Erzbischoff stand in großem Ansehen, war reich an Gütern, Verbindungen und Freunden und in allen Geschäften, sowohl des Kriegs als der Unterhandlungen, sehr erfahren.

Ehe noch die Belagerung von Toledo angefangen wurde, ließ Heinrich ein Manifest an die Einwohner ergehen, in welchem er sie bat, sich an die sanfte Behandlung zu erinnern, die sie von ihm erfahren hätten, und sie mit der

Grausamkeit des Don Pedro zu vergleichen. Die Besatzung, welche er in ihre Stadt gelegt habe, sei weniger bestimmt, sie zu vertheidigen, als die Bürger in gänzliche Knechtschaft zu bringen. Jetzt sei es Zeit, sich und ihre Familien von dem Verderben, das sie bedrohe, zu retten; denn wenn sie sich auch für ihn aufopferten, wären sie doch vor seiner Wuth nicht sicher.

Der Herold, welcher dieses Schreiben überbringen sollte, wurde am Stadtthor angehört, und, anstatt eingelassen zu werden, von dem Befehlshaber mit Beschimpfungen überhäuft. Du bist eben sowohl ein Verräther und Empörer, sagte er, wie der Bastard, der dich schickt. Sage ihm, daß die Toledaner entschlossen sind, diesmal die Beleidigung wieder gut zu machen, welche sie vormals ihrem rechtmäßigen König Peter angethan haben, als sie sich von ihrem arglistigen Bischoff überreden ließen, sich an euren Bastard zu ergeben. Und nun gehe, wenn du nicht gehangen seyn willst.

Aus dieser Antwort sah Heinrich wohl,

daß die Einwohner von Toledo die Sachen aufs Aeußerste treiben würden, und daß gegen sie keine Schonung mehr zu brauchen sei. Er ließ also sein Heer vorrücken, den Vorzug unter Anführung des Stammlers von Villaines, den Nachzug unter seiner eigenen. Jener lagerte sich auf der einen Seite des Tajo gegen Cordua zu, Heinrich auf der andern; beide aber standen durch zwei Schiffbrücken, die eine ober- die andere unterhalb der Stadt mit einander in Verbindung. Villaines ließ sein Lager durch hohe und breite Terrassen befestigen, welche durch verschiedene Reihen starker Pfähle gebildet wurden, die von zehn zu zehn Fuß eingerammelt, und durch Breter mit Baumzweigen durchflochten verbunden wurden, das sandige und leicht rollende Erdreich haltbar zu machen. Außen um dieses Werk, welches rings mit Sturmpfählen besetzt war, lief noch ganz herum ein bedeckter Weg und dann eine doppelte Pallisade. Ueberall waren Schreckschanzen aufgeworfen, aus welchen die Strecke von einer zur andern bestrichen werden konnte; alles aber war noch mit einem

großen und tiefen, oben breiten, unten engen Graben umgeben, so daß man in diesem Lager vollkommen gesichert war, wohin man täglich eine große Menge Lebensmittel schaffen ließ. Heinrich, welcher sich die Belagerung sehr langwierig vorstellte, und vermuthete, daß Don Pedro ihn wohl angreifen könnte, ließ sein Lager ebenfalls trefflich befestigen, und bald schien es, als hätte man eine neue Stadt um Toledo erbaut. Einigemal versuchte man, die Stadt durch Sturm wegzunehmen, aber ohne Erfolg; und nun beschloß man endlich im Kriegsrath, keinen weitern Angriff zu machen, sondern sie durch Hunger zu zwingen. Mit großer Ungeduld wurde die Ankunft unsers Helden erwartet, der, wie man wußte, mit sechs bis siebentausend Mann tapferer Truppen unterwegs war.

Zwölftes Kapitel.

Bertrand, nachdem er mit seinem Heerhaufen von Toulose aus einige Tagemärsche vorgerückt war, kam an die engen Pässe der Pyrenäen, wo Feinde und Abgründe ihn erwarteten. Carl von Navarra, welcher mit Verdruß vorher sah, daß Heinrich nur durch unsern Helden die Oberhand wieder gewinnen, und wie ihn dann die gerechte Rache für seine mannichfaltigen Treulosigkeiten treffen würde, hatte dem Vicomte von Castelbon Befehl ertheilt, diese Gegenden mit Truppen zu besetzen, welche die geheimsten Schliche wüßten, und darauf geübt wären, in diesen Gebirgen Krieg zu führen. Dieses war geschehen, und die dazu gewählten Truppen hatten eine außerordentliche Fertigkeit, an diesen schroffen Klippen zu laufen und zu klettern;

denn kaum wurden sie von den Feinden gedrängt, so verschwanden sie mit der größten Geschwindigkeit in den Abgründen und Felsen, gleich den wilden Thieren, die in diesen Einöden lebten. Auf den kleinsten und ganz mit gefrornem Schnee bedeckten Steigen sah man sie fast geraden Fußes entfliehen, so daß man sie aus dem Gesicht verlor, ehe sie noch mit einem Pfeil erreicht werden konnten. Wenige Augenblicke darauf erschienen sie dann auf den äußersten Spitzen dieser entsetzlichen Felsen, von welchen sie große Steine und ganze Bäume auf Bertrands Truppen herabrollten, so daß viele in die Abgründe gestürzt wurden, welche ihren Weg auf allen Seiten umgaben. An manchen Orten hatten sie die Wege durch breite Gräben durchschnitten, die Feinde dadurch, daß sie erst ausgefüllt werden mußten, aufzuhalten. Während dem das geschah, postirten sie sich alsdenn an solche Orte, wo sie sicher waren, und schossen auf die von Müdigkeit und Strapazen ohnedies schon halb todten Soldaten. Das Ungemach derselben zu vollenden, erhob

sich am zweiten Tag des Marsches durch die Gebirge ein fürchterliches Wetter, von einem heftigen Sturm begleitet, daß der Schnee sich von den Gebirgen losriß, wie Wogen eines zürnenden Meeres auf einzelne Soldaten herabstürzte und sie erstickte. Dazu kam noch ein so dichter Nebel, daß man kaum drei Schritte vor sich sehen konnte. Eine noch unglücklichere Nacht folgte diesem schrecklichen Tage. Das Gepäck und die Marketender hatten nicht folgen können. Man hatte weder Lebensmittel, noch Zelte, noch Feuer, und alles war in der größten Noth.

Auf unserm Helden beruhte die Hoffnung des ganzen Heers, und wirklich gelang es den Leuten, welche der kluge Befehlshaber am Fuß der Pyrenäen in Sold genommen hatte, einen Weg zu eröffnen, auf welchem man die Navarraner selbst in ihren verstecktesten Winkeln angreifen konnte. Fünfhundert Mann begleiteten sie zunächst, und machten den Uebrigen Platz, ihnen zu folgen. Die Anführer der Navarraner, Castelbon und Paillats, verloren den Muth, als

sie die französischen Fahnen oben auf den Felsenspitzen wehen sahen, und zogen sich nach Castelbon zurück. Guesclin, voll Sehnsucht, sich mit seinem König zu vereinigen, versuchte noch einmal den Weg der Güte, und verlangte den Durchzug gegen Bezahlung einer billigen Summe. Die Navarraner wiesen aber seine Vorschläge hochmüthig zurück. Er ließ Castelbon umzingeln und alle Anstalten zum Sturm machen. Die dreitausend Mann starke Besatzung rückte ihm entgegen, wurde aber mit Verlust zurückgetrieben. Der Vicomte über diesen Sieg erbittert, ließ die bretagnischen Gefangnen, und unter ihnen mehrere Hauptleute, nackt in der größten Kälte, es war eben die Christnacht, aussetzen. Fast erfroren kamen sie in Bertrands Lager an, der für diese unwürdige Behandlung seiner Freunde die bitterste Rache schwor. Mit Anbruch des Tages befehligte er zum Sturm. Die Stadt wurde erobert und geplündert, der Vicomte und Paillats gefangen, und gezwungen, von nun an die Wegweiser des Heers zu werden, und mit ihren Köpfen für allen Schaden zu stehen.

Don Pedro hatte unterdessen Toledo verlassen, und es war ihm gelungen, nochmals ein Heer von dreißigtausend Spaniern, Christen, Juden und Mauren, und dreitausend Portugiesischen Reutern zusammen zu bringen. Aus Toledo erhielt er fortwährend Nachrichten, obgleich die Stadt so enge eingeschlossen war. Aus aufgefangenen Briefen ersah man, daß der Befehlshaber ihn auf das dringendste bat, mit dem Entsatz zu eilen, weil von dem Verlust oder der Erhaltung dieser Stadt das Schicksal des ganzen Krieges abhienge. Er sei bereit, einen Ausfall zu wagen, wenn nur die Feinde von außen angegriffen würden. Alle Anstalten dazu wären getroffen, und er warte nur auf ein Zeichen seiner Annäherung. Unterdessen wolle er sein möglichstes thun, die beiden Brücken der Feinde über den Tajo abzubrennen, damit ihre beiden Lager getrennt würden, ehe Bertrand ankäme und ihnen durch seinen Rath wie durch seine achttausend Mann vollends das Uebergewicht verschaffte.

Don Pedro wollte aber sein Heer, welches wohl hinreichend gewesen wäre, einen großen

Ausfall der Toledaner kräftig zu unterstützen, keiner Gefahr aussetzen, da seine letzte Hoffnung darauf beruhte, und die Stellung der Feinde gar zu vortheilhaft war. Er schrieb nach Toledo, sie möchten Geduld haben, er werde alles thun, was zu ihrer Rettung nöthig sei. Endlich erhielt er noch eine Verstärkung von zehntausend Afrikanern, die von dem Admiral des Königreichs Benmarin angeführt wurden, und in Portugall gelandet waren. Man hielt Kriegsrath, wie der Entsatz von Toledo am besten zu bewerkstelligen sei. Einige riethen zu einer Diversion in Altcastilien und Galicien; der verständige Ferdinand von Castro aber sagte, dieser Rath sei nur gut, wenn man keinen bessern habe; denn es wäre sehr ungewiß, die Städte dieser Provinzen zu erobern, da sie sich mehr freiwillig als gezwungen an Heinrich ergeben hätten, und sich nun aus Furcht vor der Strafe des Abfalls desto tapferer halten würden. Auch sei die feindliche Armee stark genug, um ihnen bei einer solchen Diversion vierzigtausend Mann nachzuschicken, und doch noch eben so viel zur Belagerung zu

behalten; man würde also immer der schwächere Theil seyn, und, anstatt zu erobern, nur Rückzüge zu machen haben. Das Beste, was man vor der Hand thun könne, sei, nach seiner Ueberzeugung, sich an einem bequemen Ort zu verschanzen, kleine Ausfälle auf die Fouragierer zu thun, so viel möglich die Lebensmittel abzuschneiden, und die Feinde gleichsam in ihrem Lager zu belagern, bis die Zeit eine Gelegenheit herbeiführe, sie mit Vortheil anzugreifen. Dieser Rath wurde angenommen, und die Truppen mußten vorwärts rücken.

Unterdessen hatte unser Held, der bis auf einen Tagmarsch weit von dem Lager Don Heinrichs vorgerückt war, in Erfahrung gebracht, daß Don Pedro an der Spitze eines großen Heers den Belagerten zu Hülfe eile. Er schickte Boten an Heinrich, und ließ ihm sagen, er möchte sich mit dreißigtausend Mann bereit halten, auf den ersten Wink ins Feld rücken zu können; er selbst wolle dem Don Pedro immer zur Seite bleiben, und ihm von jeder bedenklichen Bewegung desselben Nachricht geben. Zu-

gleich schickte er seinen Bruder Olivier mit fünfhundert Reutern aus, um gewisse Nachrichten über die feindliche Armee einzuziehen; er selbst aber wandte sich mehr rechts, um die Feinde wo möglich zwischen sich und Heinrichen in die Mitte zu bringen, welches auch gelang. Nach Oliviers Zurückkunft, welcher sich in ein glückliches Gefecht eingelassen hatte, ließ er dem König sagen, er möchte in der folgenden Nacht ohne Geräusch mit dreißigtausend Mann aus- und den Feinden entgegen ziehen, die er gegen Anbruch des Tags an einem bestimmten Orte treffen würde, sich sogleich in Schlachtordnung stellen, und sie angreifen. Vor allen aber ließ er ihn bitten, das Treffen von dem tapfern Villaines und seinen Franzosen eröffnen zu lassen; er selbst wolle seine Pflicht gewiß thun. Hierauf setzte er sich mit den Seinigen, die er in drei Haufen, unter seines Bruders, seiner eigenen und Oliviers von Mauny Anführung getheilt hatte, zwei französische Meilen von Don Pedro. Alles Gepäck war zurückgelassen worden.

Don Heinrich befolgte genau, was Bertrand

verlangt hatte. Er überließ dem Erzbischoff die Leitung der Belagerung, und verließ bei anbrechender Nacht mit dreißigtausend Mann auserlesener Truppen das Lager. Nachdem man die ganze Nacht mit großer Eile marschirt war, und man sich eben hinter einer kleinen Anhöhe befand, kamen die Vorausgeschickten mit der Nachricht zurück, daß sie die Feinde jenseits in der Ebene gesehen hätten, wie sie längs des Flusses campirten. Heinrich stellte die Seinigen in Schlachtordnung, und sagte zu ihnen: Diese Gelegenheit ist schön, eure Liebe zu mir und eure Tapferkeit an den Tag zu legen. Ich hoffe, dieser Tag soll der Nachwelt durch einen von euch erfochtenen Sieg merkwürdig werden. Die Soldaten antworteten mit einem Freudengeschrei, welches dem Don Pedro die Nähe der Feinde verrieth.

Sogleich sammelte er seine Truppen, und sagte: Sehet da, eure Feinde, tapfre Kameraden! Das Glück führt sie euch entgegen, und die Gerechtigkeit übergiebt sie euren Waffen. Sie haben es nicht gewagt, euch in ihrem Lager zu

erwarten, gleichsam weil sie dort dem Tode nicht entfliehen konnten, den ihr ihnen heute bringt. Das Geschrei der Soldaten unterbrach ihn, und die Feinde ermangelten nicht, ihnen zu antworten. Entschlossen rückte nun Don Pedro aus dem Lager, und stellte sein Heer auf der Ebene in Schlachtordnung. Heinrich zog gleichfalls in schönster Ordnung vom Hügel herab. Die erste Linie bildete Villaines mit der Avantgarde, das Haupttreffen, welches er selbst, sein Bruder Teillo und der Infant von Arragonien anführten, stand rechts, und links der Nachzug unter Anführung seines andern Bruders Fadrigue, Admirals von Castilien. Indem erschien ein Herold unsres Helden, dem Könige zu sagen, es sei nun Zeit zum Angriff. Villaines rückte sogleich vor, und der Kampf begann, aber von beiden Theilen mit so außerordentlicher Tapferkeit, daß der Sieg lange unentschieden blieb — bis endlich unser Bertrand, wie der Adler aus Bretagne, an der Spitze seines Haufens erschien, und einen Angriff machte. Bald waren nun Don Pedros Linien so weit geöffnet, daß es

Heinrichen leicht wurde, sie vollends über den Haufen zu werfen.

Heinrich ließ sich eine Lanze geben, suchte den Afrikanischen Admiral auf, fand ihn mitten im Gewühl, und stach ihn durch und durch, daß er todt zur Erde stürzte. Seine Sarazenen verloren den Muth, und fielen meist unter dem Schwerdt der Sieger. Don Pedro, ohnstreitig einer der tapfersten Krieger in Spanien, ritt in dieser ersten Schlacht bei Montiel einen großen syrischen Renner, dessen Haare die mannichfaltigsten Farben hatten, und der sowohl wegen seiner seltenen Schönheit, als seiner Geschwindigkeit, Leichtigkeit, Stärke und Gewandtheit für unschätzbar gehalten wurde. Er that alles, was ein tapferer Mann thun kann. Dreimal stellte er die Schlachtordnung wieder her, bis endlich im dickften Gewühl der kühne Bertrand vor seinen Augen seine Hauptfahne niederschlug und in Stücken zerriß, den Ritter Carlonet, einen seiner treusten Diener, an seiner Seite tödtete, rings um ihn Todte lagen, die in ihrem Blute schwammen, und Verwundete, deren Angstgeschrei die

Luft erfüllte. Sein hartes Herz wurde gerührt, er fühlte, daß der Zorn des Schicksals noch nicht an ihm gestillt sei, und sagte zu den Umstehenden: Wir müssen dem Sieger weichen, und jeder sich retten, wie er kann. Nur von sechshundert spanischen Reutern begleitet flüchtete er in ein nahes Gehölz; denn seine übrigen Truppen waren zerstreut, gefangen oder erschlagen, und die zehntausend Afrikaner bis auf fünfhundert aufgerieben. Alles Geld und Gepäcke fiel in die Hände der Sieger.

———

Dreizehntes Kapitel.

Don Pedros Person würde den Sieg seines Gegners vollständig gemacht haben, der so doch unvollendet blieb, weil es sich vorhersehen ließ, daß, so lange er frei oder am Leben wäre, es ihm nie an Mitteln fehlen würde, sich eine Parthei zu machen, den Don Heinrich zu beunruhigen und die Ruhe seines Reichs zu stören. Man beschloß, die Belagerung von Toledo ferner der Leitung des Erzbischoffs zu überlassen, und vorjetzt dem Don Pedro auf verschiedenen Wegen nachzusetzen. Es wurde ein Eilbote an die Belagerer abgefertigt, sie von dem erhaltenen Sieg und diesem Entschluß zu benachrichtigen. Don Pedro auf der andern Seite befürchtete, daß die Nachricht von seiner Niederlage die Toledaner zur Uebergabe bewegen könnte, und schickte

gleichfalls einen der Seinigen mit Briefen in die Stadt, die schon vor der Schlacht auf jeden Fall geschrieben worden waren, und dem Befehlshaber meldeten, Gott habe ihm die Gnade erwiesen, seinen Feind gänzlich zu schlagen; er sei eben im Begriff, ihn in einem Schlosse, wohin er sich geflüchtet habe, zu belagern. In kurzer Zeit würde er aber vor Toledo erscheinen, den Erzbischoff verjagen, und die Feinde bis in ihre letzten Umschanzungen verfolgen, bis dahin möchte er sich also tapfer vertheidigen. Diese falsche Nachricht verursachte große Freude in der belagerten Stadt, und der Abgeordnete des Don Pedro wußte so viele besondere Umstände von der gelieferten Schlacht zu erzählen, daß es Niemanden einfiel, daran zu zweifeln. Ueberall sah man Freudenfeuer brennen, und die Glocken tönten die ganze Nacht durch. Bei den Belagerern hörte man aber gleichfalls ein eben so allgemeines und lautes Freudengeschrei und öffentliche Dankgesänge für den erfochtenen Sieg. Der Erzbischoff schickte einen Herold in die Stadt, sie nochmals aufzufordern, sich dem Sieger zu er-

geben, dessen eigenhändige Briefe er beilegte. Statt der Antwort erhielt er aber nur Schimpfreden. Man schalt ihn einen Lügner, der ihnen die gewisseste Wahrheit abstreiten wollte, und versicherte, sie würden nun bald das Vergnügen haben, ihren König Don Pedro triumphirend zurückkommen zu sehen, um die Mauern seiner treuen Stadt Toledo mit den Köpfen der Empörer zu schmücken, vor allen aber die verruchten Häupter des Bastards und Erzbischoffs zum ewigen Beispiel des Schreckens und des Abscheues aufzustellen.

Don Heinrich verfolgte unterdessen seinen fliehenden Feind. Du-Guesclin gieng mit dreitausend Reutern voraus, und der König folgte ihm nebst seinen Brüdern am andern Tage mit dem Fußvolk. Unser Held schickte wieder seinen Bruder Olivier und die Gebrüder Mauny mit fünfhundert Reutern voraus, dem fliehenden Don Pedro Tag und Nacht nachzureuten. Die Nachricht von seiner Flucht und dem Eifer, mit welchem man ihm nachsetzte, verbreitete sich bald durch das ganze Reich, und viele kleine Städte

und Flecken huldigten dem Don Heinrich, um der Plünderung zu entgehen.

Peter hatte sich mit seinen aus der Schlacht geretteten Reutern nach Monte Clara zurückgezogen, verließ es aber, weil er sich nicht sicher darin glaubte, bald wieder, und floh, man wußte nicht wohin. Wirklich erschien auch schon am folgenden Tage der Stammler von Villaines, der sich von Bertrand getrennt hatte, um auf verschiedenen Wegen nachzusetzen, an der Spitze von tausend Mann. Die Stadt wurde übergeben, und als am nächsten Tag Don Heinrich selbst erschien, machte er dem Villaines zur Belohnung seines Eifers ein Geschenk damit. Olivier Du-Guesclin und die beiden Mauny suchten den fliehenden König vergebens an den Küsten, wo sie ihn gewiß zu erwischen glaubten. Wirklich war es auch seine Absicht gewesen, zu Schiffe zu gehen und nach Afrika zu flüchten; aber die aus der Schlacht entronnenen Afrikaner waren ihm zuvor gekommen, und hatten alle auch ihnen nicht nöthigen Fahrzeuge mitgenommen, damit die Feinde ihnen nicht nachsetzen

könnten. Er eilte nun nach dem Schlosse Montiel, gab sich dem Befehlshaber zu erkennen, und bat ihn um ein Nachtquartier. Aber dieser Mann, der in den Tagen des Glücks sein treuer Diener zu seyn schien, zeigte sich im Unglück als sein Feind, und antwortete ihm: Ich erkenne euch nicht mehr für meinen König, seit euer Schicksal sich geändert hat; sondern für einen Gottlosen, welchen der Himmel mit allen Strafen verfolgt, um die Plagen zu rächen, die ihr euren besten Unterthanen angethan habt. Nähme ich euch auf, so würde ich euch entweder selbst bestrafen, oder eurem Feinde Heinrich ausliefern. Es wird ein Tag kommen, entgegnete Don Pedro, wo ich euch eure Frechheit und eure Untreue werde können bereuen lassen, und vielleicht wird mein eigner Feind, der weniger verrätherisch an mir handelt als ihr, meine Rache übernehmen.

Mit diesen Worten eilte er fort, anderwärts einen Zufluchtsort zu suchen. Mehrere Tage irrte er in den Wäldern umher, bemüht, sein Elend den Augen seiner Diener zu verbergen.

Eines Morgens, als er eben nur zwei Gefährten bei sich hatte, brachte ihm ein Eilbote Briefe von dem treuen Ferdinand von Castro und dem Großmeister des Ordens von Alcantara. Sie meldeten ihm, daß es ihnen gelungen wäre, wieder zweitausend Mann schwerbewaffneter Reuter zusammen zu bringen, mit welchen sich gegen die von der langen und beschwerlichen Verfolgung äußerst abgematteten Truppen Don Heinrichs wohl noch ein Versuch machen ließe, zumal da sie jetzt an einem Orte stünden, wo es ihnen an Allem fehle.

Don Pedro äußerst erfreut, daß seine Getreuen ihn auch im Unglück nicht verlassen hatten, machte sich sogleich mit dem Eilboten zu ihnen auf den Weg. Er fand sie in einem kleinen, von einem klaren Bach begränzten Thal, am Rande eines Waldes. Statt der Zelte, die ihnen mangelten, hatten sie sich Hütten von Baumästen gemacht. Das kleine Heer bezeugte ihm bei seiner Ankunft so viel guten Willen, Zufriedenheit und Hoffnung, als wäre er ein siegreicher Eroberer gewesen, und ihre Liebe

zu ihm schien sich mit der Verringerung ihrer Anzahl vergrößert zu haben.

Heinrich hatte unterdessen davon Nachricht erhalten, daß sich Peter an den Thoren von Montiel gezeigt habe. Sogleich machten sich die französischen Hauptleute mit ihren Haufen nach dieser Gegend auf den Weg. Carlonet begegnete mit ohngefähr zweihundert Reutern einigen Kundschaftern des Don Pedro. Sie gaben ihrem Herrn Nachricht davon, und er ließ den Großmeister mit fünfhundert Mann hinter einer Hecke lagern, an welcher diese Abtheilung wahrscheinlich vorbei mußte. Wie erwartet so geschehen. Carlonet erschien, wurde gänzlich umringt, und von allen Seiten zugleich angegriffen. Er beschloß zu sterben, da er keine Hoffnung hatte zu siegen. Voll Verzweiflung suchte er den Großmeister im Gedränge auf, und durchstach ihn mit einem langen Stoßdegen, der mit beiden Händen regiert und wie eine Lanze angelegt werden mußte, daß er sogleich todt zur Erde stürzte. Indem erschien Peter mit seiner ganzen Macht, den Großmeister zu unterstützen. Car-

lonet, der nun gänzlich verloren schien, da der größte Theil der Seinigen schon im Blute lag, stieg mit acht andern vom Pferde, drängte sich durch das Gebüsch, schlich sich am Graben hinunter, und kam glücklich, unter dem Schutze naher Wälder, Hecken und Gesträuche, zu unserm Helden, der ihn über sein Unglück tröstete.

Mit Anbruch des folgenden Morgens machte man sich in verschiedenen Abtheilungen, unter Carlonets, Oliviers Du-Guesclin, des Stammlers von Villaines und unseres Helden Anführung, auf, einen allgemeinen Angriff auf Don Pedros Haufen zu machen. Nachdem derselbe durch wiederholte Angriffe abgemattet war, wurde er endlich durch Bertrands Haufen, der noch nicht zum Gefecht gekommen war, in Unordnung gebracht und bald gänzlich geschlagen. Wer nicht umkam, wurde gefangen. Der unglückliche Don Pedro flüchtete mit dreihundert Mann, unter denen sich auch sein treuer Ferdinand befand; er war aber so gut beritten, und eilte so sehr, daß ihm nur ein einziger Waffenträger fol-

gen konnte. Ohne Geld, nur in Begleitung eines einzigen Mannes, mußte er so meist mitten in unzugänglichen Wäldern herumirren, ohne von den Seinigen Nachricht erhalten, noch ihnen welche geben zu können. An mehreren festen Plätzen versuchte er eingelassen zu werden, aber überall wieß man ihn zurück. Er dachte nun darauf, sein Vaterland abermals zu verlassen, und eilte nach den Gestaden des Meers. Hier warf er sich in eine kleine Barke, die nach Afrika segelfertig lag. Auf die Frage des Schiffsherrn sagte er ihm unverholen, wer er sei, was sein königlicher Anstand wohl ohnehin verrathen haben würde. Der Schiffsherr machte ihm die bittersten Vorwürfe über seine Tyrannei, und befahl endlich einem von seinen Leuten, ihn ins Meer zu werfen. Schon ergriffen sie ihn, den Befehl ihres Herrn zu vollziehen, als seine vergeblichen Bitten das Herz eines unter der Schiffsgesellschaft befindlichen jüdischen Kaufmanns rührten. Er bot eine ansehnliche Summe, wenn man diesem unglücklichen König das Leben schenken wollte. Man nahm diesen Vor-

schlag mit Freuden an, und setzte den Don Pedro im Benmarinschen Königreich ans Land.

Nun eilte er nach dem Hoflager des Königs, welchen er sehr günstig gestimmt fand; denn schon vor seiner Ankunft waren durchs ganze Reich Befehle ertheilt worden, ein mächtiges Heer zu seiner Unterstützung zu versammeln und marschfertig zu halten. Die Sarazenen in Spanien und Afrika betrachteten Peters Sturz als den Anfang des Falls ihrer eigenen Staaten. Sie fürchteten die Tapferkeit unsers Helden, dessen Ruhm auch über das Meer und selbst bis in den Orient erschollen war, wo die unterdrückten Christen Gott täglich baten, daß sein unüberwindliches Schwerdt bald auch ihre Ketten zertrümmern möchte. Es lag ihnen daran, die Unruhe in den christlichen Provinzen Spaniens zu erhalten, damit die Beherrscher derselben sich nicht vereinigen und ihre Macht gegen sie kehren möchten. Deswegen hatte man Anstalten gemacht, den Don Pedro zu unterstützen. Demohngeachtet ließ ihm jetzt der afrikanische König, voll Eifer für die Ausbrei-

tung seines Glaubens, sagen: er trage Bedenken, ihm als einem Ungläubigen Hülfe zu leisten, und vergebens hätten seine Gelehrten einen Grund aufzufinden gesucht, sein Gewissen darüber zu beruhigen. Wolle er aber der Wahrheit die Augen öffnen, so sollte er eine seiner Töchter zur Gemalin erhalten, und er wie alle andern mohamedanischen Könige würden ihm mit ihrer ganzen Macht, und selbst persönlich helfen, den Thron seiner Väter wieder einzunehmen.

Obgleich anfangs über diese Vorschläge entsetzt, sah er doch ein, daß kein anderes Mittel ihm so schnell wieder zu seinem Thron und zur Rache an Don Heinrich und unserm Bertrand helfen könnte. Er überredete sich, wenn er auch seinem Glauben entsage, im Herzen doch ein Christ bleiben, und darauf rechnen zu können, Gott werde ihm diesen Fehler, welchen der Drang seines unglücklichen Schicksals genug bei den Menschen entschuldigen könnte, verzeihen; — und es bleibe ihm ja immer noch übrig, wenn er nur wieder auf seinem Throne befestigt sei, öffentlich Zeichen seiner Reue und seiner insge-

heim nicht wankend gewordenen Beständigkeit im christlichen Glauben abzulegen.

Er wurde also wirklich Mohamedaner, und vermälte sich gleich darauf unter den größten Feierlichkeiten mit der zweiten Tochter des Benmarinischen Königs, der wegen ihrer außerordentlichen Schönheit durch ganz Afrika berühmten Prinzessin Mandane.

Vierzehntes Kapitel.

Don Heinrich, der seinen Feind gänzlich zu Grunde gerichtet glaubte, war unterdessen zu der Belagerung von Toledo zurückgekehrt, fand sie aber noch immer nicht weiter gediehen. Er ließ zwölf Belagerungsthürme errichten, wie die, deren wir bei der Belagerung von Rennes erwähnten, und sie gegen die Mauern bringen; aber die Feinde verbrannten sie, oder schossen sie mit Kanonen zusammen, welche man mit immer besserm Erfolg zu brauchen anfieng. Die Zeit beförderte endlich den Mangel an Lebensmitteln in der Stadt so sehr, daß man anfieng von einer Capitulation zu sprechen. Der Befehlshaber widerstand zwar der Ungeduld der Einwohner so viel als möglich, und that alles, ihre Noth zu mildern; dennoch sah er mit

Schmerzen den Augenblick, wo er würde nachgeben müssen, immer näher kommen. Schon war er im Begriff, Anträge zur Uebergabe zu machen, als ein Mann aus Sevilla erschien, welcher Mittel gefunden hatte, sich durchzuschleichen, und die Nachricht brachte, daß ein zahlreiches Heer von Spaniern und Sarazenen aus Granada marschfertig stehe, welches, so bald Don Pedro, welchen man an der Spitze von dreißigtausend Afrikanern erwarte, angekommen sei, unter seiner Anführung gewiß auf achtzigtausend Mann anwachsen, und höchstens in vierzehn Tagen vor dem feindlichen Lager erscheinen würde.

Diese Nachricht war nur allzugewiß. Sie belebte den gesunkenen Muth der Toledaner, und man beschloß, bis zu der bestimmten Zeit noch das Aeußerste über sich ergehen zu lassen. Don Pedro kam glücklich in Spanien und bei seinem Heere an, welches bei Sevilla stand. Noch erwartete er zwanzigtausend Afrikaner, um gegen Toledo vorzurücken. Auf die Nachricht davon, schlug unser Held dem Don Heinrich vor, er wolle sie aufsuchen, um sie vielleicht noch vor

der Vereinigung mit Don Pedro zu schlagen. Dieser war es gar wohl zufrieden. Nun fertigte Bertrand Kundschafter nach allen Küsten ab, und in der folgenden Nacht brach er auf, an der Spitze von zehntausend Mann, meist französischen und bretagnischen Reutern und einiger spanischen Infanterie. Sein Bruder Olivier, Villaines, die beiden Mauny und andere begleiteten ihn auch hier. Die Nacht marschirte man, am Tag verbarg man sich in dichten Wäldern und ruhte aus. Endlich erfuhr Bertrand durch sichere Kundschafter, daß die Afrikaner mit ihrer ganzen Equipage bei Cadix gelandet, und im Begriff wären, sich mit dem Heer bei Sevilla zu vereinigen. Es wurde Kriegsrath gehalten, und man rückte in verschiedenen Abtheilungen auf sie zu. Der Vortrapp unter Villaines und Olivier Du-Guesclin wußte sie, als er auf sie traf, so lange zu beschäftigen, bis die übrigen nachkamen, und unser Held das Zeichen zum allgemeinen Angriff gab. Nach einem zweistündigen sehr hartnäckigen Kampf wurden sie gänzlich in die Flucht geschlagen. Siebentausend blieben

auf dem Platze, viele wurden gefangen, die glücklichsten erreichten in größter Eile ihre Schiffe, und entflohen auf ihnen der Gefangenschaft oder dem Tode. Das ganze Gepäck fiel in die Hände der Sieger.

Bertrand kehrte zu der Belagerung von Toledo zurück, und Don Pedro schickte sich an, mit seinem zahlreichen Heer gegen die Belagerer dieser Stadt aufzubrechen. Unser Held rief bei der Nachricht davon aus: Es ist mir lieb, daß die Mauren so weit herkommen, um sich schlagen zu lassen, sie überheben mich der Mühe, sie in ihrem eigenen Lande aufzusuchen. Don Heinrich ließ die vornehmsten Anführer zusammenrufen, Kriegsrath mit ihnen zu halten. Es ist augenscheinlich, redete er sie an, wie die Vorsehung meine Unternehmungen von Stufe zu Stufe befördern will. Nachdem sie eure Tapferkeit mit vielen herrlichen Siegen gekrönt hat, versammelt sie nun alle unsre Feinde auf einmal, um uns Gelegenheit zu geben, gleichsam durch einen einzigen Schlag das Ende dieses Kriegs herbeizuführen, und dadurch wahre Ruhe

so wie unsterblichen Ruhm zu erwerben. Wir alle kennen den thörigten Plan, welchen Peter gegen uns entworfen hat, und es ist Zeit, über die sichersten Mittel zu berathschlagen, wodurch seine Drohungen auf ihn selbst zurückfallen müssen. Die Frage ist, ob es besser sei, den Feind im Lager zu erwarten oder ihm entgegen zu gehen.

Die meisten waren für das erstere, unser Held dagegen sagte: Der Zustand der Belagerung, das gewöhnliche Benehmen des Don Pedro und die besondere Beschaffenheit dieses Kriegs scheinen es mir räthlicher zu machen, den Feinden ins offene Feld entgegen zu gehen. Denn bleibt man in den Verschanzungen, so zeigt man Furcht und mehr Vertrauen auf die Güte des befestigten Lagers, als auf die Tapferkeit der Truppen, und macht dadurch die Unsrigen verzagt, die Feinde aber muthig. Auf der einen Seite liegt die Möglichkeit, im Lager bezwungen zu werden, auf der andern aber gar keine, die Feinde zu schlagen; denn das Beste, was man bei dieser Maßregel hoffen kann, ist,

die Angriffe der Feinde auszuhalten und zurückzutreiben, wobei immer viel brave Leute verloren gehen, ohne daß man einen besondern Vortheil davon hat. Kleine Vortheile aber gegen eine solche Menge sind nichts, die Ungläubigen lernen dadurch das Handwerk des Kriegs nur immer besser, bis sie es endlich in vielen kleinen Niederlagen ihren Ueberwindern abgesehen haben, wie man einen großen Sieg erfechten müsse. Gelingt es ihnen wirklich, über lang oder kurz das Lager einzunehmen, so werden dadurch die Truppen muthlos, und der größeren Anzahl ist der Sieg gesichert. Ist es nicht ihr Ernst, uns in unsern Linien anzugreifen: so giebt es in der Gegend Orte genug, von wo aus sie das Lager beunruhigen, sich des offnen Landes versichern, und uns alle Lebensmittel abschneiden können; denn immer kann der Vorrath im Lager doch nicht dauern. Man muß also lieber die Belagerung aufheben und den Feinden entgegen gehen; und dazu räth auch die allgemeine Stimmung der Soldaten, die bei solchen Gelegenheiten immer die Vorbedeutung des Siegs ist.

Der König war sogleich dieser Meinung, und sagte: Was ihr vorgeschlagen habt, Herr Bertrand, ist so wohl überlegt, daß uns das Glück dabei gewiß nicht fehlen wird. Wohlan, ich bin bereit aufzubrechen; denn wenn ihr mich in die Schlacht begleitet, so bin ich sicher, einem Sieg entgegen zu gehen. Zwar erhob sich bei diesen Worten ein dumpfes Gemurre in der Gesellschaft, und man fieng an, dem König vorzustellen, er möchte doch sein Leben nicht dem ungewissen Erfolg einer Schlacht aussetzen; aber unser Held rief auf einmal aus: Diese feigen Rathschläge dienen zu nichts! Der König muß selbst einen ehrenvollen Sieg davon tragen, damit er die Krone von Castilien seiner eigenen Hand verdanke, und jedermann wisse, wie sehr er sie verdient, wenn er sie durch sein eigen Schwerdt erwarb.

Es blieb nun bei dem einmal gefaßten Entschluß. Unser Held gab die nöthigen Befehle, ließ den Teillo als Befehlshaber der Belagerung zurück, und brach nun um Mitternacht an der Spitze von zwanzigtausend Mann auf gegen Don

Pedro, der sich etwa sechs französische Meilen von Toledo gelagert hatte. Als man ohngefähr den dritten Theil des Wegs zurückgelegt hatte, ließ der König in einer Ebene Halt machen und die Truppen sich ordnen. Die vornehmsten Anführer wurden im Angesicht des Heeres zusammen berufen, um noch einmal über die Ausführung des gefaßten Entschlusses zu Rathe zu gehen. Der König stellte sich in ihre Mitte, und redete unsern Helden mit folgenden Worten an: Hätte ich euren weisen Rath bei Navarette befolgt, so würden wir heute keine Feinde zu schlagen haben. Alle die tapfern Krieger, die an jenem unglücklichen Tag das Leben verloren, wären noch unter uns, und ich müßte nicht befürchten, auch das Leben derer, die mir noch übrig sind, heute der Gefahr auszusetzen. Aber wir bedurften dieses Unglücks, um euch, braver Bertrand! eurem ganzen Werthe nach schätzen zu lernen, welcher uns weniger groß erschienen wäre, wenn ihr jenes Unglück von uns abgewendet hättet, als er uns nun erscheint, da ihr es wieder gut gemacht habt. Ich habe diesmal die nemlichen Krieger

wieder mit mir genommen, die schon so oft die Gefährten eurer Siege waren, darum lege ich nun voll Vertrauen mein Glück und meine Krone, die Hoffnung meines Hauses und das Interesse meiner Verbündeten, das Wohl meiner Freunde und die Wünsche von ganz Spanien in eure Hände. Ich bin überzeugt, daß Niemand besser als ihr mir diese theuren Pfänder aufbewahren kann, und daß ihr mir sie, die ich jetzt noch als ungewisse Güter euch anvertrauen muß, noch vor Morgen Abend bestätigt und befestigt wieder gegeben werdet. Handelt nun nach den Eingebungen eures Muthes und eurer eigenen Weisheit! Betrachtet mich nicht als König, sondern als euren Kammeraden; denn ich wäre nicht werth, den Scepter von Castilien zu führen, wenn ich mich bei dieser Gelegenheit nicht blos auf die Nachahmung eures Beispiels beschränkte.

Mit Beschämung hatte der bescheidene Held diese schmeichelhaften Worte angehört. Er war eben im Begriff, darauf zu antworten, als er von dem lauten Freudengeschrei der umstehenden Anführer, so wie des entfernteren Heeres: Es

lebe der König und sein braver Connetable! ununterbrochen wurde. Er theilte nun das ganze Heer in fünf Haufen, die Avantgarde, viertausend und fünfhundert französische Reuter, bekamen der tapfere Peter von Villaines und Olivier Du-Guesclin; das zweite Treffen von sechstausend Mann, theils Spaniern, theils Franzosen, der König selbst zur Anführung. Den Nachzug bildeten die Arragoneser und andere Verbündete. Olivier von Mauny befehligte ein Reservecorps von funfzehnhundert Reutern; Bertrand selbst aber stellte sich mit Roland Baudin, dem jüngern Mauny, Carlonet und andern seiner Landsleute an die Spitze von dreitausend Bretagnern, um überall zu helfen, wo es nöthig wäre. Alle diese Haufen, welche meist aus Reutern bestanden, sollten eine einzige Linie bilden, und sich so viel als möglich ausdehnen, um den Feind überall und zu gleicher Zeit angreifen zu können. Nur Olivier von Mauny sollte erst auf ausdrücklichen Befehl Antheil am Kampfe nehmen.

Hierauf durchritt unser Connetable auf einem arragonischen Maulthier alle Glieder, um

die Truppen noch einmal zu besehen. Seine Gegenwart flößte allen Gemüthern Standhaftigkeit ein und entzündete die Begierde nach Sieg und Ruhm. Es hätte keiner Rede bedurft, denn die Erinnerung seiner großen Thaten war hinreichend, zur Tapferkeit aufzufordern; doch um nichts zu versäumen, sagte er: Ich zweifle nicht, meine Kameraden, daß ihr die Erwartungen, die wir uns heute von eurem Eifer und eurer Tapferkeit machen, erfüllen werdet. Unser vortrefflicher König wird mitten unter uns fechten, er, der die Krone, welche eure Waffen auf seinem Haupte befestigen sollen, nur darum wünscht, um eure Ruhe dauerhaft sichern zu können. Der beste Zweck aller eurer Bemühungen ist, einen guten, billigen und sanften König gegen den gottlosesten und schändlichsten Tyrannen zu schützen, den je die Erde sah, den jeder Redliche um seiner Grausamkeiten willen als ein Ungeheuer und einen Auswurf der Natur betrachtet. Ihr seid die auserwählten Werkzeuge, Castilien von einer schändlichen Sklaverei zu befreien, und das Kreuz Jesu Christi, welches

die Gottlosigkeit dieses Abtrünnigen und der Ungläubigen, die ihn begleiten und verführen, schon erschüttert hat, wieder darin zu befestigen. Sollte es Gott in seinem unerforschlichen Rathschlusse verhängt haben, daß seine und unsere Feinde den Sieg davon tragen: so werdet ihr den muhamedanischen Glauben in ganz Spanien triumphiren, den christlichen Namen vertilgen und unsere Tempel zertrümmern sehen. Ihr müßt euch also als die Vertheidiger der Sache Gottes ansehen, und auf seinen Beistand hoffen, wenn ihr euch zu würdigen Werkzeugen seiner Rache macht. Die Augen der ganzen Welt sind auf euch gerichtet, die ganze Kirche betet für euch, und alle Redlichen erflehen euch die Rache des Himmels.

Und ihr, fuhr er fort, als er zu seinen Bretagnern kam, die bei dem Vortrapp hielten, und ihn mit schweigender Aufmerksamkeit erwarteten, ihr, deren Tapferkeit ich überall als unüberwindlich erprobt habe, empfangt zunächst meinen Dank für alles, was ich durch euren tapfern Beistand erworben habe. Ihr steht im Begriff,

noch einen Sieg davon zu tragen, weil ihr im Begriff stehet, eine Schlacht zu beginnen. Schlechtere Feinde habt ihr nie vor euch gehabt. Sie sind verschieden an Sprache, Sitten und Glauben, nur zusammengerafft, und mithin unfähig, einstimmig zu handeln. Ob sie wohl ein Heer ausmachen, sind sie doch unversöhnliche Feinde unter einander. Die Afrikaner wünschen allen Spaniern den Tod, und alle Spanier haben denselben Haß gegen die Afrikaner, welches ein immerwährendes Mißtrauen zwischen beiden erhält. Euch darf ich nicht erst sagen, daß ihr einem dankbaren und sehr freigebigen König dient; denn eure uneigennützigen Seelen dürsten mehr nach Ruhm als nach Belohnung, und wenn ihr gethan habt, was eure Schuldigkeit ist, so werden euch auch die Güter des Glücks zufallen. Zuletzt beschwöre ich euch noch: denkt an eure Thaten in Frankreich, Bretagne und Spanien, denn diese Thaten sind das Schrecken eurer Feinde und die Hoffnung eures Königs.

Er beschleunigte nun den Marsch, und eine

Stunde vor Anbruch des Tages befand man sich noch eine französische Meile von dem feindlichen Lager entfernt, auf einem kleinen Hügel, von welchem Olivier Du-Guesclin die Feinde bereits vertrieben hatte, und man sie in ihrem Lager am Tajo hinab sehen konnte. Man beschloß, den Angriff aufzuschieben, bis es völlig Tag geworden sei. Der Connetable stellte unterdessen die Truppen in Ordnung, indem er sie auf dem Hügel, der sich sanft gegen die Ebene senkte, vertheilte, und sie künstlich so weit als möglich ausbreitete, um den Don Pedro glauben zu machen, Heinrich habe sein ganzes Heer bei sich.

Don Pedro auf der andern Seite versäumte unterdessen auch nichts, was ihm den Ausgang einer so großen Angelegenheit, bei welcher sein Thron und sein Leben auf dem Spiele standen, sichern konnte. Er theilte sein Heer in drei Treffen, und stellte sie mit vieler Einsicht so, daß eines dem andern leicht helfen konnte. Er gieng durch die Glieder, liebkoste die Anführer, schmeichelte den Soldaten und

überhäufte sie mit Hoffnungen und Versprechungen. Er zeigte ihnen den Ruhm, welchen sie jetzt erwerben könnten, wenn sie ihm seinen Thron wieder eroberten, und seine rebellischen Unterthanen zum Gehorsam zurück führten. Er überredete sie, der Sieg sei leicht, da die Feinde bei aller Tapferkeit ungleich schwächer wären, und ihre so oft erprobte Tapferkeit ihnen Zuversicht einflößen müßte. Dieser Sieg, setzte er hinzu, ist das einzige Mittel zu Reichthum, riede und einem glücklichen, ehrenvollen Leben; der Verlust dieser Schlacht aber wird unausbleiblich Armuth, Schande, Martern und Tod zur Folge haben. Zu den Sarazenen sagte er: Es ist vorzüglich euer eigener Nutzen, euch tapfer zu halten; denn ihr kämpft nicht blos für mich, sondern für euch selbst und den Glauben, den ihr bekennt. Trägt Heinrich an diesem Tage den Sieg davon, so darf kein einziger von euch auf Pardon rechnen; ja er wird in euer eigenes Land dringen, um sein Reich zu erweitern und seinen Ehrgeiz zu sättigen.

Der Sohn des Königs von Benmarin, ein

unerschrockener, tollkühner und eingebildeter Jüngling, unterbrach den Don Pedro: Ich bitte euch, setzt euch nicht dem ungewissen Erfolg der Schlacht aus; denn wahrscheinlich haben es die Feinde nur auf eure Person abgesehen, an der doch das Schicksal des ganzen Heeres hängt. Ueberlaßt es mir und den Eurigen, euch heute noch den Bastard Heinrich und seinen Connetable, oder wenigstens beider Köpfe zu bringen.

Ich zweifle nicht an eurer Tapferkeit und eurer Freundschaft, entgegnete ihm Don Pedro, und bin euch sehr dafür verbunden; aber ich bin entschlossen, die Gefahr, in die ihr euch begebt, um mir zu helfen, mit euch zu theilen. Ich beschwöre euch, nicht ganz eurem großen Herzen zu vertrauen, sondern den Eifer desselben mit aller Klugheit zu mäßigen; denn ihr habt die tapfersten Männer und die größten Feldherrn der Erde vor euch. Bertrand, Frankreichs Krone, und der Stammler von Villaines sind Männer, die man nicht weichen sieht, sie siegen oder sterben.

Don Pedro kehrte nun an seinen Platz zurück, und seine Trompeter bliesen auf allen Seiten. Unser Held ließ die Seinigen fleißig antworten, das Gebet wurde verrichtet und das Zeichen zur Schlacht gegeben. Zuvor befahl der Connetable noch, keinen Sarazenen gefangen zu nehmen, sondern alle, ohne Ausnahme, nieder zu hauen. Sein menschenfreundliches Herz mußte der Nothwendigkeit nachgeben, und wirklich trug dieser Befehl nicht wenig zum Siege bei, weil die Soldaten, da sie auf keine Ranzion zu hoffen hatten, die Gefangenen lieber niederhieben, als mühsam bewachten, welches schwachen Heeren oft sehr nachtheilig wird.

Der Stammler von Villaines und Olivier Du-Guesclin eröffneten das Gefecht, indem sie die Sarazenen angriffen. Nachdem die Pfeile von beiden Seiten verschossen waren, griff man zu den Schwerdtern und Aexten. Der junge afrikanische Prinz zeigte sich als einen guten Anführer und tapferen Soldaten, und gab die schönsten Beweise seines Muths und seiner Einsichten. Durch sein Beispiel angefeuert, stürzten sich die

Seinigen ins dickste Gedränge und fochten unermüdet, ohngeachtet die Franzosen sie haufenweise niederhieben. Einer ihrer Anführer, ein naher Verwandter und der vertrauteste Freund des Königs von Benmarin, machte sich an den tapfern Villaines, fand aber bald von dieser furchtbaren Hand das Ende seines Lebens. Der junge Prinz wollte seinen Tod rächen. Mit stolzer Zuversicht eilte er auf den Ritter zu, und schleuderte seinen Wurfspieß mit so außerordentlicher Kraft, daß sich dieser, davon getroffen, aber nicht verwundet, kaum erhalten konnte. Kaum hatte er sich aber erholt, so versetzte er seinem Gegner einen so gewaltigen Stich, daß Schild und Rüstung durchstochen wurden. Nur das Panzerhemde hielt die fernere Wirkung auf; er war aber so kräftig, daß der Prinz niederstürzte. Jetzt drängten sich die Afrikaner mit großem Geschrei herbei, den Villaines zu verhindern, daß er ihren Prinzen nicht tödten möchte. Gewiß würde er der Menge unterlegen haben; aber sein tapferer Sohn und einige andere französische Ritter vertheidigten ihn, und als der

Sohn bald darauf eben so umringt wurde, leistete ihm der Vater denselben Dienst.

Schon dauerte der Kampf länger als zwei Stunden, ohne daß sich der Sieg entschieden hätte, als unser Held an der Spitze seiner dreitausend Bretagner herbeieilte, und die Afrikaner in der Flanke und im Rücken angriff. Nun wichen sie auf einmal zurück, und das siegreiche Geschrei: Mutter Gottes Guesclin! verbreitete überall Furcht und Bestürzung. Die unglücklichen Afrikaner wurden ohne Gnade niedergehauen, und dachten nicht mehr an Gegenwehr, sondern nur auf Rettung. Kaum dreitausend entrannen dem Schwerdt der Verfolger.

Bertrand, sein Bruder Olivier und die beiden Villaines überließen die Verfolgung ihren Truppen, nahmen frische Pferde, und eilten an der Spitze von ohngefähr tausend Mann zu Don Heinrich, welcher mit dem Haufen des Don Pedro im Handgemenge war. Beide Könige, von gleichem Ehrgeiz und gleichem Trieb nach Rache

angefeuert, thaten Wunder der Tapferkeit. Schon waren sie persönlich an einander gekommen. Peter hatte ein Pferd unter dem Leibe verloren, und sein Waffenträger, der sich zwischen ihn und seinen Gegner gestellt hatte, war todt zu seinen Füßen gestürzt. Heinrich war ganz mit Blut bedeckt, sein Waffenrock an vielen Orten durchlöchert, und sein Schild in der Mitte zerbrochen; so daß sein Anblick ein redender Beweis war, wie sehr er in Gefahr gewesen. Die Länge des Kampfs hatte ihn so ermüdet, daß er seine Rüstung kaum noch ertragen konnte; aber die Ankunft unseres Helden gab ihm neue Kräfte, und dem Kampf eine andere Gestalt.

Mit der größten Kühnheit stürzte sich Bertrand bis in die Mitte der zwanzigtausend Mann, die noch um Petern standen. Seine Bretagner richteten ein fürchterliches Gemetzel an. Die Arragoneser unter ihrem Infanten und dem Grafen von Roquebertin, hatten die Mauren aus Granada und die castilianischen Juden ge-

worfen, und griffen nun ebenfalls, so wie das Reservecorps unter Olivier von Mauny, den Haufen des Don Pedro an. Bald wich nun alles der Tapferkeit der Sieger und dem guten Glücke Don Heinrichs. Ferdinand von Castro konnte sichs nicht mehr verbergen, daß alles verloren, und selbst das Leben seines Herrn in Gefahr sei. Er rieth ihm, sich zurückzuziehen, und günstigere Umstände zu erwarten. Nun machte sich Don Pedro aus dem Kampfe los, und mit verhängten Zügeln, kaum von vierhundert Reutern begleitet, begab er sich auf die Flucht.

Die Seinigen, als sie bemerkten, daß er sie verlassen habe, flohen in größter Unordnung, zerstreuten sich hin und her, und wurden so lange verfolgt, bis Nacht und benachbarte Wälder sie in Schutz nahmen.

Diese zweite große und berühmte Schlacht bei Montiel wurde geliefert am dreizehnten August 1368. Den glänzenden Erfolg derselben hatte Don Heinrich vor allen der klugen Dispo-

sition unseres Helden zu danken, vermöge welcher sein Heer in mehrere leicht und geschwind bewegliche Haufen getheilt war; dahingegen das feindliche Heer, einer schwerfälligen und unbehülflichen Maschine gleich, eben so leicht umzuwerfen, als schwer wieder herzustellen war.

Funfzehntes Kapitel.

Der Stammler von Villaines hatte die Flucht des Don Pedro sogleich bemerkt, und folgte ihm so hart auf dem Fuße nach, daß er sich, weil er nicht weiter kommen konnte, in das Schloß Montiel werfen mußte, nur noch von zwölf Mann begleitet, die am besten beritten waren. Die übrigen waren theils zurück geblieben, theils in die Hände der Nachsetzenden gefallen. Villaines, der die Fliehenden immer mit den Augen verfolgte, hatte die Staubwolke, welche sie machten, bis an das Schloß Montiel aufsteigen sehen. Er schloß daraus, daß sie sich hinein geworfen hätten, und sogleich ließ er den Ort von allen Seiten umzingeln. An den König schickte er einen Eilboten mit dieser Nachricht, worauf unser Held mit der größten Schnellig-

keit herbei eilte; Don Heinrich selbst aber kam mit dem Rest des Heeres am andern Tage nach.

Das Schloß Montiel lag sechs Meilen unter Toledo, nicht weit vom Tajo, auf einem hohen, mitten aus einer schönen Ebene erhobenen Felsen. Die Kunst hatte alles gethan, diesen schon von der Natur begünstigten Platz vollends ganz unzugänglich zu machen. Ein einziger sehr schmaler und steiler, in den Felsen ausgehauener Weg schlängelte sich hinauf. Aus den von Strecke zu Strecke angebrachten Winkeln konnte man die Heraufsteigenden beobachten, und im Nothfall zurückhalten. Uebrigens war der Berg ringsum fast senkrecht abgeschnitten. Der Besitzer dieses Schlosses war ein vornehmer Ritter, den das Alter und seine Beschwerden dahin zurückgetrieben hatten, hier gleichsam über die Erde erhaben den Rest seiner Tage in stiller Ruhe zu verleben. Als Don Heinrich vor Toledo lag, hatte er ihn gebeten, die Ruhe seines Alters nicht zu stören, und dagegen versprochen, seine Feinde auf keine Weise zu begünstigen. Heinrich hatte ihm dieses gerne gewährt, und die

strengsten Befehle gegeben, seine Güter und Besitzungen zu schonen.

Don Pedro, als er diese stillen Mauern betrat, fühlte die ganze Last seines Unglücks; die Tiefe seines Falls, und die gänzliche Unmöglichkeit, jemals seine vorige Höhe wieder zu erklimmen, standen ihm lebhaft vor Augen. Alle seine Freunde waren an diesem unglücklichen Tage, der alle seine Hoffnungen vernichtet hatte, geblieben. Ohne Truppen, ohne Geld, ohne Bundesgenossen, ohne Ruf, konnte er sichs nicht verbergen, ein Gegenstand des Schreckens und des Hasses zu seyn. Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, war das Schloß nur auf vierzehn Tage mit Lebensmitteln versehen, und dazu waren zweihundert Soldaten, die sich unter der Hand hinein geschlichen hatten. Die Bretagner ließen auf ausdrücklichen Befehl Niemanden heraus, aber wohl Jedermann hinein, damit der in dem Schlosse befindliche Vorrath desto schneller aufgezehrt würde. Don Pedro hätte sich gerne geflüchtet, aber Flucht war hier eben so schwer als Vertheidigung; denn Ver-

trand hatte den kleinen Platz rings mit hohen Verschanzungen und Wällen umgeben lassen, in welchen die Befehlshaber selbst Tag und Nacht Wache hielten. Ehe man fliehen konnte, mußte man durchaus diese Werke übersteigen und die dabei liegende Besatzung schlagen.

Unser billiger und friedliebender Held dachte bei dieser drückenden Lage des Don Pedro darauf, einen gütlichen Vergleich zwischen beiden Königen zu Stande zu bringen. Als er bei Don Heinrich wenig Geneigtheit dazu fand, sagte er ihm: Euren Sieg habt ihr blos als eine Hülfleistung der göttlichen Vorsehung zu betrachten, welche, wenn ihr dieselbe mißbraucht, immer Mittel hat, euch zu strafen. Ihr müßt euren Ruhm darein setzen, mit Milde gegen Don Pedro zu verfahren. Die Gesetze der Natur und des Edelmuthes verpflichten euch, ihn jetzt eben so zu behandeln, wie ihr wünscht, daß er euch in gleicher Lage behandeln möchte; um so mehr, da ihr nichts von ihm zu befürchten habt, und Bedingungen machen könnt, wie ihr nur wollt. Ein solches Verfahren wird jedermann loben,

und eure Völker werden euch segnen, wenn ihr diesem verderblichen Krieg ein Ende macht. Der König, welcher die Treue und Anhänglichkeit seines Connetables kannte, und wußte, daß er immer aus redlichem Herzen sprach, entgegnete ihm: Ich wünsche nichts so sehr, als diesem unglücklichen Krieg auf jede billige Bedingung ein Ende zu machen, und um euch den Ernst dieser Gesinnung zu beweisen, gebe ich euch Vollmacht, nach eurem Gutdünken mit Don Pedro zu unterhandeln.

Hierauf schickte Bertrand einen Herold nach Montiel, um sich eine Unterredung mit dem König auszubitten; erhielt aber zur Antwort, er sei nicht mehr in der Festung. Heinrich ließ sogleich seinen Kriegsrath versammeln, um weitere Maßregeln zu ergreifen. Die Arragoneser, welche annahmen, daß Don Pedro wirklich aus Montiel geflohen sei, riethen, die Belagerung aufzuheben und den flüchtigen König zu verfolgen, oder ins Lager vor Toledo zurückzukehren. Unser Held dagegen behauptete, aus der erhaltenen Antwort sei zu schließen, Don Pedro sei

noch in Montiel, und Willens, sich durch die Flucht zu retten; man müsse also die Belagerung nicht aufheben; denn bei meinem Kopf! fuhr er fort, er wird nicht herauskommen, ohne in unsere Hände zu fallen. Villaines trat ihm bei, alle übrige aber waren der Meinung der Arragoneser. Don Heinrich, in Verlegenheit, den Infanten von Arragonien zu beleidigen, wenn er der Meinung seines Connetables folgte, brach die Berathschlagung ab, um sie am andern Tag fortzusetzen.

In der Festung war man unterdessen auf Mittel bedacht, die Person des Königs durch die Flucht in Sicherheit zu bringen. Man beschloß endlich, dem Don Heinrich eine Capitulation vorzuschlagen, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, wenn der Besatzung freier Abzug verstattet würde, könne sich Peter in einen gemeinen Soldaten verkleiden und so entwischen. Don Rodriguez von Senatrins, vormals Befehlshaber von Birbiesca, schickte einen Herold mit diesem Vorschlag an unseren, wie wir wissen, ihm wohlbekannten Helden. Don Heinrich aber, wel-

chem er vorgestellt wurde, antwortete: Die Spanier, die in der Festung liegen, sind meine natürlichen Unterthanen! Ich werde sie nie abziehen lassen, wenn sie nicht zu ihrer Pflicht zurückkehren und in meine Dienste treten. Mit dieser Antwort kehrte der Herold zurück. Man befragte ihn über alles, was er im Lager gesehen hatte, sehr genau, und zog aus seiner Aussage den Schluß, daß es wohl möglich sei, den König durchzubringen. Um die Aufmerksamkeit der Belagerer zu vermindern, schickte man den Herold noch einmal an Don Heinrich, ihm einen Waffenstillstand von zehn Tagen vorzuschlagen, nach dessen Verlauf man sich ergeben wolle, wenn Don Pedro nicht bis dahin zum Entsatz erscheine.

Diese List, die Wachsamkeit der Belagerer einzuschläfern, war gut ausgesonnen; aber dem Scharfblick unseres Helden entgieng sie nicht. Der Waffenstillstand wurde zwar angenommen und unterzeichnet; aber kaum war der Herold aus dem Lager, so ließ der Connetable die Wachen verdoppeln, allen Befehlshabern die ge-

naueste Wachsamkeit einschärfen, und durch Patrouillen die größte Ruhe im Lager erhalten. Er selbst lauschte in seinem Zelt auf die geringste Bewegung.

Die tiefste Ruhe lag auf dem Lager wie auf einer Einöde, als Don Pedro, unwillkührlich von Angst erfüllt, sich zur Flucht bereitete. Die Nacht war dunkel, und seiner Absicht günstig. Einer der Seinigen schlich sich leise bis an die Verschanzungen der Belagerer, und schloß aus der tiefen Stille, daß die müden und sicher gemachten Soldaten im ersten Schlafe lägen. Vergnügt kehrte er zu seinem Herrn zurück, und ermunterte ihn, die schöne Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen. Noch nicht beruhigt, schickte Don Pedro einen zweiten Kundschafter aus, und erst als dieser denselben Bericht abstattete wie der erste, entschloß er sich zur Flucht. Ferdinand von Castro, sein treuer Gefährte, noch fünfe oder sechse der vornehmsten Herren seines Hofs und einige Bediente machten sich fertig, ihn zu begleiten. Er sagte dem Herrn von Montiel das letzte Lebewohl, mit der Versicherung, daß er da-

Gute, was er ihm erzeigt habe, nie vergessen werde. Der verständige Greis warf sich ihm zu Füßen, und sagte mit einer seinem Alter anständigen Offenherzigkeit: Die ganze Welt muß euch als den merkwürdigsten Menschen betrachten, der jemals gelebt hat. Euer Leben, dieses Gewebe so verschiedenartiger Begebenheiten, lehrt alle Fürsten, wie drückend eine Krone sei, und euer Unglück zeigt klar, daß sie nicht vor dem Zorn des Himmels schützen kann, der die Thaten der Regenten und gemeinen Menschen auf einer Wagschaale wiegt. Er wählt oft die erhabensten Throne, seine Macht an ihnen zu beweisen, so wie der Blitz die härtesten Felsen aussucht, um sie zu zerschmettern. Diese alten Wahrheiten haben an euch eine neue Bestätigung gefunden. Wenn ihr euer Leben genau überschaut, so werdet ihr ohne Zweifel bemerken, daß die Erhabenheit eures Standes euch oft vergessen ließ, wer ihr waret. Weil aber Gott nur wie ein gütiger Vater züchtigt, und überall nur unsere Besserung und unser Glück zur Absicht hat: so läßt sich hoffen, daß euer Schicksal bald eine günsti-

gere Wendung nehmen wird, wenn ihr euch in Demuth unter die Hand der Vorsehung beugt.

Don Pedro, lebhaft gerührt, umarmte den edlen Greis, und betheuerte, seinen Rathschlägen zu folgen. Nun brach er mit seinen Begleitern auf. In größter Stille stiegen sie den Berg herab. Der König selbst gieng zu Fuß und führte sein Pferd am Zügel, um alles Geräusch zu vermeiden. Demohngeachtet hörten der Stammler von Villaines und die ausgestellte Wache den in der tiefen Stille der Nacht schauerlich vom Felsen wiederhallenden Hufschlag der Pferde. Sogleich befahl er seinen Leuten, die Herabkommenden ungehindert durch die Verschanzung zu lassen, während er sich selbst an einen Ort stellte, wo sie ihm in die Hände fallen mußten. Glücklich kamen sie durch die Verschanzung, und schon glaubten sie sich gerettet; indem aber Don Pedro den Fuß in den Steigbügel setzte, um sich aufs Pferd zu schwingen, ergriff ihn Villaines beim Arm, und ein Haufen Soldaten bemächtigte sich seines Gefolges. Peter, als er sich in den Händen seiner Feinde sah, sagte zu

dem, der ihn gefaßt hatte: Wer ihr auch seid, denkt an die Pflichten der Ritterschaft; ich bin der König. Hütet euch, mich meinem Feinde Heinrich auszuliefern, denn er würde mich grausam umbringen, und das wäre dann euer Verbrechen und das Ende eurer ritterlichen Ehre. Villaines nannte seinen Namen, versicherte, daß er seine Pflicht thun würde, und führte ihn nebst seinem Gefolge in das nahe Zelt des Bretagners Eustach von la Houssaye.

Kaum war Don Heinrich von dem, was vorgefallen war, benachrichtiget worden, als er mit Du-Guesclin und einer Menge anderer Herren herbeieilte. Don Pedro erkannte ihn anfangs nicht; als er sich ihn aber von einem der Umstehenden hatte zeigen lassen, machte er sich von seiner Wache los, riß einem Soldaten den Dolch von der Seite, und stürzte damit wie ein Wüthender auf Heinrich. Verräther! rief er aus, wenigstens werde ich das Vergnügen haben, dich zu ermorden, und mich mit eigener Hand an dir zu rächen! Bis zu meinem Tod soll deine treulose Empörung nicht gehen. Heinrich

empfieng ihn mit ruhigem Muth. Sie rangen mit einander, und einer fiel über den andern. Die Umstehenden bemühten sich, sie zu trennen, ehe sie sich beschädigt hätten, verschafften aber endlich dem Heinrich Gelegenheit, seinem Gegner den Dolch in die Gurgel zu stoßen, daß er augenblicklich starb. Alle Anwesenden waren darüber erstaunt und gerührt, und Heinrich selbst, als er wieder zu sich kam, bedauerte es nur, daß er diesen Vortheil nicht lieber im offenen Felde erhalten hatte. Er gieng in sein Zelt zurück, und ließ dem gefallenen König den Kopf vom Rumpfe hauen. Dieser unglückliche Fürst war noch nicht ganz sechs und dreißig Jahre alt, als er, nachdem Treulosigkeit und Tyrannei ihn zweimal um seine Krone gebracht hatten, von den Händen seines eigenen Bruders fiel.

Auf die Nachricht von seinem Tode kamen Alle, die noch in Montiel lagen, die Gnade des Siegers anzuflehen, die sie auch erhielten. Don Pedros Kopf wurde nach Sevilla geschickt, worauf sich diese Stadt ergab. Alle andere Städte folgten diesem Beispiel, und Toledo war nicht

die letzte, die dem glücklichern Don Heinrich die Thore öffnete. So eroberte er, von der Weisheit und dem Heldenmuth seines berühmten Connetable unterstützt, zum zweitenmal das ganze Königreich. Durch sein ganzes Leben blieb er dem edlen Helden dankbar für die ihm geleisteten großen Dienste.

Bertrand Du-Guesclin.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Der schwarze Prinz hatte alle seine Kräfte aufgeboten, den Don Pedro wieder auf den Thron von Castilien zu bringen, und durch die Versprechungen dieses treulosen Fürsten getäuscht, seinen ganzen Credit erschöpft, ein jener großen Unternehmung angemessenes Heer aufzubringen und zu erhalten. Nachdem er mit Undank belohnt nach Guyenne zurückgekommen war, mußte er zunächst darauf bedacht seyn, die, welche ihm bei diesem Kriegszug gedient hatten, zu belohnen und zu entschädigen, und die gemachten Schulden zu bezahlen. Da aber weder die gewöhnlichen Ausgaben unterbrochen werden konnten, noch von Seiten Englands, dessen Finanzen durch die Kriege mit Frankreich und Schottland sehr erschöpft waren, Beiträge erwartet werden konnten: so blieb kein

anderes Mittel übrig, die täglich dringender werdenden Forderungen der Gläubiger zu befriedigen, als eine auf alle Unterthanen der französischen Besitzungen des Prinzen zu legende Kopfsteuer. Seine Räthe schlugen dieselbe auf fünf Jahre vor, und berechneten, daß sie jährlich zwölfhundert tausend Livres abwerfen könnte.

Weil aber ein großer Theil von Gascogne mit der englischen Herrschaft unzufrieden und zur Wiedervereinigung mit Frankreich geneigt war, schien die Ausführung dieses Vorschlags großen Schwierigkeiten unterworfen. Der Prinz schrieb eine Versammlung der Stände von Aquitanien nach Nyort aus, um die Meinung der vornehmsten Herren des Landes zu erfahren. Hier wurde zuerst der Etat der Schulden des Prinzen vorgelegt, und dann, weil sie alle inländisch waren, auf eine allgemeine Auflage angetragen, die auf fünf Jahre ertheilt werden sollte, um sie denen, welche dazu beitragen müßten, zu erleichtern. Die von Poitou, Xaintonge, aus Limousin, Rouergue und von der Rochelle waren sogleich dazu bereit; aber die aus Gascogne widersetzten sich

mit Ungestüm. Sie meinten, dieses sei nur angelegt, um eine immerwährende Personensteuer einzuführen, und erklärten frei heraus, sie hätten die Vexationen der Engländer nun lange genug erduldet. Weit entfernt, sie zu beschützen, lasse man immer nur solche Leute aus England kommen, die am geschicktesten wären, sie vollends zu unterdrücken und sich von ihrem Schweiße zu bereichern. Man behandle sie nicht wie freie Unterthanen, sondern wie Sklaven. Sie wären nun dieses Joches müde, und nicht ferner gesonnen, ihr Leben und ihre Ruhe auszusetzen, um den Ehrgeiz ihrer Unterdrücker zu befriedigen.

An der Spitze der Unzufriednen standen die Grafen von Armagnac, von Comminges, von Perigord, der Vicomte von Carmain und der Sire von Albret. Ihr Beispiel munterte die meisten Städte und Gemeinden auf, sich an sie anzuschließen; denn ob sie gleich nur auf ihren eigenen und nicht des Volkes Nutzen dachten, wußten sie doch ihre Privatabsichten unter der in allen neuern Staaten von dem Erbadel von jeher benutzten Maske der Sorgfalt für das gemeine

Wohl zu verbergen. Das unweise Verfahren der englischen Regierung, alle Eingebornen von den öffentlichen Aemtern dieser Provinzen auszuschließen und sie mit Engländern zu besetzen, hatte die erste Veranlassung zu der Unzufriedenheit gegeben, die nun mit jedem Tage lauter wurde. Dem Prinzen mochte nicht wohl dabei zu Muthe seyn; aber sein Stolz hielt es seiner Ehre zuwider, den Beschluß der Stände aufzugeben, und er ließ die nöthigen Anstalten zur Eintreibung der verwilligten Steuer treffen.

Weil einer der vornehmsten Artikel des Vertrags von Bretigny, — vermöge dessen der König von England auf seine Ansprüche an die Krone Frankreich Verzicht leisten, der König von Frankreich aber sich von der Oberhoheit über die unter dem Herzogthum Guyenne und Gascogne begriffenen Länder lossagen sollte, — durch die obgleich eidlich versprochene gegenseitige Verzichtleistung noch nicht rechtskräftig bestätigt worden war: so stützten die unzufriedenen Herren in Gascogne darauf eine Art von Befugniß, sich noch für Aftervasallen des Königs von Frankreich

zu halten, zu dem sie als dem Oberherrn des schwarzen Prinzen ihre Zuflucht nehmen könnten, weil er auf die Oberhoheit über die französischen Besitzungen Englands noch nicht Verzicht geleistet hätte. Die vorhin genannten Herren, mehrere Prälaten, Baronen, Ritter und Edle giengen daher nach Paris und überreichten dem König im Hofgerichte der Pairs eine förmliche Klage gegen den Prinzen von Wales, mit unterthänigster Bitte, ihnen, als Oberherr beider Partheien, Recht zu verschaffen.

Der König antwortete ihnen, er müsse, ehe er sich in diese Sache einlassen könne, vorher die Artikel des zwischen Frankreich und England bestehenden Friedens untersuchen lassen; auf den Fall aber, daß diese Untersuchung die Competenz ihrer Klage nicht begünstige, sei er wenigstens entschlossen, sich bei dem Prinzen für sie zu verwenden. Die Gascogner, im Vertrauen auf die Rathgeber des Königs, beruhigten sich unterdessen bei dieser Antwort und blieben am Hof. Nach vielen Berathschlagungen wußte man auch den König zu überzeugen, daß das Recht der Gascogner, ihre Klagen bei ihm anzubringen, wohl

gegründet, und er verpflichtet sei, dieselben zu hören. Es kam endlich dahin, daß der König mit dem Grafen von Armagnac und seinen Begleitern einen geheimen Vertrag schloß. In demselben versprach er, ihre Appellation anzunehmen; wenn der Prinz sie mit Krieg überziehen sollte, sie für ihren Verlust zu entschädigen; keinen Friedensvertrag mit England einzugehen, in welchem sie nicht begriffen wären, und ihnen einen starken Gehalt zu zahlen. Sie machten sich dagegen zu beständiger Treue und Beistand nach allen Kräften verbindlich. Bald darauf wurde in der Versammlung der Pairs der Schluß gefaßt, den Prinzen von Wales vor des Königs Gericht zu laden. Die Formel zur schriftlichen Ladung wurde abgefaßt, und nachdem sie mehreremale vorgelesen und wohl erwogen worden war, ausgefertigt.

Zwei Abgeordnete giengen damit nach Bourdeaux, sie dem Prinzen zu überreichen. Nachdem sie Gehör erhalten und ihr Beglaubigungsschreiben überreicht hatten, baten sie ihn unterthänig um Erlaubniß, ihm eine Schrift vorlesen zu dür-

fen, die ihnen von dem Könige von Frankreich, ihrem Herrn, anvertraut worden wäre. Dem Prinzen stieg das Blut ins Gesicht, weil er den Inhalt dieser Schrift vermuthete; er mäßigte sich aber, und befahl dem Bernard Pelot, Criminalrichter von Toulouse, einem der Abgeordneten, der die Schrift in der Hand hielt, sie zu lesen. Ihr Inhalt war wörtlich folgender: „Carl von Gottes Gnaden, König in Frankreich, entbieten unserm Neffen, dem Prinzen von Wales und Aquitanien, unsern Gruß. Demnach viele Prälaten, Freiherrn, Ritter, Universitäten, Gemeinheiten und Zünfte der Marken und Grenzen des Landes Gascogne, welche mit vielen andern Ländern von Aquitanien im Umfang unsers Reichs ihren Sitz und Wohnung haben, sich an unsern Hof gewendet, wegen einiger Beschwerden und zugefügten Bedrückungen Recht zu suchen, die ihr ihnen durch schwachen Rath und ohne genugsame Erkundigung aufzulegen beschlossen habt, darüber wir uns nicht wenig gewundert. Diesen Dingen nun vorzubeugen und abzuhelfen, haben wir sie angenommen und werden ihnen beitreten,

Befehlen euch also aus königlicher Macht und herrschaftlicher Hoheit, daß ihr euch in Person in unserer Stadt Paris einfindet, in unserer Cammer der Pairs vor uns erscheinet, über besagte Beschwerden und eurem Volke zugefügte Bedrückungen rechtliche Entscheidung annehmet, weshalb uns dasselbe angerufen und von unserm Hofe Beistand erwartet. Wie ihr euch denn unausbleiblich und sobald ihr dieses Schreiben erhalten, einzustellen habt. Zu dessen Urkund haben wir Gegenwärtiges mit unserm Siegel bestärkt. So gegeben zu Paris am fünf und zwanzigsten des Januars."

Nach Ablesung dieser Schrift fielen beide Abgeordnete dem Prinzen zu Füßen, mit der Bitte, sie wegen Ausrichtung dieses Befehls des Königes ihres Herrn zu entschuldigen. Der Prinz antwortete ihnen mit seinem gewöhnlichen Stolz: „Ich bin deswegen mit euch nicht unzufrieden! Sagt aber nur dem König in Frankreich, ich würde ehestens und sobald es mir möglich, nach Paris kommen. Es soll aber in Begleitung von sechzigtausend Mann geschehen, den Schimpf

zu rächen, daß er sich meiner rebellischen Unterthanen annimmt, über welche ihm kein Recht zusteht, nachdem er sich desselben so feierlich begeben hat."

Die Gascognischen Herren fiengen hierauf an, die Engländer in ihren Besitzungen zu befehden, zwischen den beiden Königen aber wurde der Krieg nach mancherlei gegenseitigen Erklärungen, erst im folgenden Jahre 1369 förmlich erklärt, und zwar zuerst von Seiten Frankreichs. Der König von England schickte einen seiner Söhne, den Grafen Edmund von Cambridge, und den Grafen von Pembrock mit einigem Volk dem schwarzen Prinzen zu Hülfe, dessen Wassersucht täglich schlimmer wurde, so daß er nicht mehr zu Pferde steigen konnte. Die Herzoge von Anjou, von Bourgogne, von Berry und von Bourbon fielen in Guyenne und den englischen Besitzungen ein, und alles deutete auf einen schweren Krieg, der einen tapfern und erfahrnen Oberbefehlshaber für die französischen Truppen nöthig machte.

Zweites Kapitel.

Der damalige Connetable von Frankreich war Moreau von Fiennes, ein im Dienste des Königs und des Vaterlandes rühmlich grau gewordener, aber nun mit allen Beschwerden des Alters beladener Greis von achtzig Jahren. Er sagte eines Tages zum König: Das Schwerdt des Connetable gebührt jetzt einer kräftigern und jüngern Hand, als die meinige ist; und wenn ich mich unterstehen darf, Euch einen Rath zu geben, so schlüge ich den Bertrand Du-Guesclin zu meinem Nachfolger vor; damit ich nach einem kriegerischen und ruhelosen Leben noch eine kurze Zeit für mich behalte, mich auf den Abschied von der Welt vorzubereiten. Der König gerührt, umarmte den Greis, und sagte mit Thränen in den Augen: Es thut mir leid, euch zu verlieren;

Männer, wie ihr, sollten nie alt werden; weil euch aber der Dienst beschwerlich wird, so empfangt hiermit die verlangte Entlassung, jedoch mit der Bedingung, daß ihr dem Hof nicht gänzlich entsagt, und mich bisweilen mit eurem guten Rath unterstützt. Der Vorschlag, den Bertrand zu eurem Nachfolger zu machen, beweist mir, daß ihr meinen Dienst wirklich liebt; denn einen würdigern hättet ihr mir nicht anrathen können, und ich werde es ihm zu rühmen wissen, wie hoch ihr ihn achtet.

Der König vertraute zunächst den Connetabledegen seinem Bruder Philipp, Herzog von Bourgogne, an, der sich an dem unglücklichen Tag bei Poitiers den Namen des Kühnen erworben hatte, bis es fest beschlossen war, unserm Helden die Würde des Connetable zu ertheilen. Hierauf wurde sogleich ein Eilbote an denselben nach Spanien abgefertigt, ihn einzuladen, an den Hof des Königs zu kommen, da er demselben bei der letzten Trennung versprochen habe, jederzeit zu kommen, wenn er ihn rufen würde. Der Eilbote traf ihn bei der Belagerung von Toledo, wo seine

Gegenwart so unentbehrlich war, daß ihn Heinrich von Castilien durchaus nicht entlassen wollte. Bertrand antwortete voll Ehrfurcht und Dankbarkeit, daß es unmöglich sei, so schleunig, als er es wünsche, zu gehorchen; er würde aber alles thun, um den König so bald als möglich mündlich von seiner Treue und Ergebenheit zu überzeugen. Don Heinrich begleitete diese Antwort unsers Helden mit einem eigenhändigen Schreiben an den König, und schickte einen seiner Ministerialen ab, es nebst mehreren reichen Geschenken feierlich zu überbringen. Keines war aber dem König Carl so angenehm, als die Erzählung von dem hohen Ruhm, welchen sich Bertrand in Spanien erworben hatte. Er gab zwar seine Einwilligung, daß er den dortigen Krieg beendigen sollte, schickte aber doch Eilboten auf Eilboten an ihn ab, seine Rückkunft nach Frankreich zu beschleunigen. Unser Held hatte wohl erfahren, daß er zum Connetable bestimmt sei; so sehr es ihn aber auch freute, diese Ehre verdient zu haben, hatte er doch nicht Lust, sie anzunehmen.

Nach der Einnahme von Toledo bereitete er sich zur Abreise, und bat den Don Heinrich um Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen. Heinrich antwortete ihm: Ich hatte mir freilich geschmeichelt, ihr solltet nun die Vortheile des Thrones, den ihr mir erworben habt, mit mir gemeinschaftlich genießen, ohne daß ich euch zumuthen wollte, den Druck der Regierungssorgen zu theilen. Da es aber die Vorsehung beschlossen zu haben scheint, eure Tapferkeit in ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten: so kehret denn in euer Vaterland zurück, ihm das Glück fühlen zu lassen, der Welt einen solchen Mann, wie ihr seid, gegeben zu haben. Habt ihr dann die Engländer gezwungen, der Krone Frankreich ihre alten Gerechtsame zu lassen: so kehret über die Pyrenäen zurück, euch mit mir zur Eroberung des Königreichs Grenada zu vereinigen, dessen Scepter ich mit dem größten Vergnügen in eure Hände legen werde, wie ihr den von Castilien in die meinigen gelegt habt. Dann wird keine Ungleichheit in unsern Schicksalen mehr statt finden, und ich habe mich doch einigermaßen erkenntlich

für die Dienste gezeigt, durch die ihr euch meines unendlichen Danks versichert habt. Der Held erwiederte: Mit den Empfindungen des innigsten Schmerzes trenne ich mich von euch, und ich würde vielleicht nicht stark genug seyn, euch zu verlassen, wenn nicht die Hoffnung, dem König meinem Herrn zu dienen und Don Petros alte Bundsgenossen, mithin auch eure Feinde, zu bekriegen, mich einigermaßen darüber tröstete.

Man schloß hierauf einen Traktat zwischen Frankreich und Castilien gegen die Engländer, auf die nämlichen Bedingungen, wie er vormals gegen Don Pedro statt gefunden hatte. Du-Guesclin unterzeichnete ihn im Namen seines Königs. Castilien machte sich verbindlich, Frankreich zu Wasser und zu Lande zu unterstützen, und deswegen seine Heersmacht beständig auf dem Kriegsfuß zu erhalten, Bertrand dagegen versprach ihm auch im Namen Frankreichs bei jeder Gelegenheit Hülfe. Das Interesse beider Könige forderte diese Verbindung, denn beiden mußte an der Schwächung ihrer gemeinschaftlichen Feinde, der Engländer, gelegen seyn.

Bertrand, nachdem er von Don Heinrich Abschied genommen hatte, begab sich zunächst nach der unter dem Titel eines Herzogthums ihm von demselben zur Belohnung seiner Verdienste geschenkten Stadt Molines. Eben im Begriff von da in das Lager vor Soria abzureisen, brachte ihm Johann von Berquettes, ein Cammerherr des Königs von Frankreich, eine Menge Briefschaften von demselben, und fügte mündlich hinzu: Das Königreich sei nie mehr in Gefahr gewesen als jetzt. Die Engländer suchten alle Kräfte anzuwenden, es zu stürzen, ihre Heerhaufen hätten schon ganz Champagne bedeckt und Poitou werde von ihrer ganzen Macht in Guyenne bedroht. Selbst die treusten Unterthanen des Königs hätten den Muth verloren, nur er allein stehe noch unerschüttert, in der Hoffnung, daß der tapfere Arm und die erprobte Weisheit Bertrands ihn retten würde.

Unser Held versicherte, er würde sogleich aus dem Lager vor Soria nach Frankreich kommen; im Herzen war er aber noch immer ungewiß,

was er thun sollte, und eine geheime Abneigung stimmte ihn mehr dazu, nicht hin zu gehen.

Die Grafschaft Soria, welche Don Heinrich dem Bertrand geschenkt hatte, wollte ihn durchaus nicht für ihren Herrn erkennen. Als er einige der Seinigen hinschickte, sie in Besitz zu nehmen, warf sich der Adel mit einigen ihm ergebenen Kriegern in die Stadt; und weil man sich nicht in Güte ergeben wollte: so erhielt Bertrand vom König die Erlaubniß, sie zu belagern. Da er aber dem König selbst noch bei Besiegung des Restes von Castilien Dienste leisten mußte, übertrug er die Belagerung den Gebrüdern Johann und Alain von Beaumont, seinen nahen Verwandten, an der Spitze von zweitausend Mann. Ihre Soldaten waren tapfere Leute und sie selbst erfahrene Anführer; aber sie fanden einen unüberwindlichen Widerstand, und als itzt unser Held in dem Lager ankam, waren sie fast nicht viel weiter als am ersten Tag der Belagerung. Er darüber verwundert, veranstaltete sogleich, um ihr ein Ende zu machen, auf den nächsten Tag einen allgemei-

nen Sturm. Vorher ließ er die Belagerten nochmals durch einen Herold zur Uebergabe auffordern; aber sie, stolz darauf, diesen siegreichen Truppen so lange widerstanden zu haben, antworteten: Sagt euerm Herrn, daß wir die Ehre haben wollen, ihn die Belagerung aufheben zu sehen, und ihm durch unsere Unüberwindlichkeit zu zeigen, daß er bisher nur über Feige und Unglückliche triumphirt hat.

Bertrand war nicht böse über diese Antwort, denn er kannte schon das hochfahrende Wesen der Castilianer, dem es nie an kühnen und stolzen Ausdrücken fehlt. Ruhig gebrauchte er den Rest des Tages dazu, sein Lager zu visitiren und die Gebrüder Beaumont über ihr Unglück zu trösten, jedoch in solchen Ausdrücken, daß die heimlichen Vorwürfe, die darin verborgen lagen, ihnen nicht unbemerkt bleiben konnten. Mit Anbruch des folgenden Tages versammelten sich Soldaten und Anführer um ihn, und sein Anblick gab ihnen neuen Muth.

Ich sehe wohl, meine Cameraden, redete er sie an, daß es euch leid thut, diese Stadt nicht

erobert zu haben; aber so mußte es gehen, wenn diese Unternehmung eurer würdig werden sollte. Hättet ihr sie gleich am ersten Tage erobert, so würde man diesen Sieg nicht eurem Muth, sondern der Schwäche der Feinde zugeschrieben haben. Nun aber wird ihre Besiegung der ganzen Welt zeigen, daß ihr jeden zu überwinden wißt, der die Kühnheit hat, sich euch entgegen zu stellen. Uebrigens werdet ihr auch in dieser Stadt unglaubliche Reichthümer finden, die man aus Schrecken vor eurer Ankunft dahin geflüchtet hat, und welche ich euch im Voraus überlasse.

Diese Anrede und die feste Ruhe, mit welcher er sie hielt, gab allen Kriegern neues Leben; kaum konnten sie das Zeichen zum Sturm erwarten. Bald erschallten die Trompeten, die Sturmleitern wurden angelegt. Die Belagerten vertheidigten ihre Mauern mit vieler Tapferkeit, und trieben die Belagerer mehreremale zurück; aber diese kamen immer aufs neue und mit frischen Kräften wieder. Endlich erstieg ein junger Edelmann aus Bretagne, Namens Bertrand, ein Pathe unsers Helden, die Mauern, pflanzte

seine Fahne darauf, und lockte durch das Geschrei: Mutter Gottes, Guesclin! andere nach. Nun sahen sich die Feinde bald überwunden, sie öffneten die Thore, legten die Waffen nieder und baten auf den Knien und mit Thränen um die Gnade des Siegers. Er schenkte den Einwohnern das Leben, die Soldaten aber schickte er als Gefangene dem Don Heinrich, welcher zweihundert davon hängen ließ, um durch dieses Beispiel strenger Gerechtigkeit andere vor ähnlichem Ungehorsam zu warnen.

Drittes Kapitel.

Während dem war der Marschall von Andreghem, ein alter Freund und Waffengenosse unsers Helden, auf Befehl des Königs von Frankreich bei ihm angekommen. Durch die außerordentliche Gnade des Königs, ihn durch einen so vornehmen Gesandten besonders zu ehren, gerührt, empfieng er denselben mit geziemender Achtung und als einen alten Freund mit inniger Wärme. Als sie Gelegenheit gefunden hatten, ungehindert mit einander zu sprechen, übergab ihm Andreghem Briefe vom König und sagte: Der König und die Nation erwarten euch mit gleicher Ungeduld. Aller Hoffnung ist blos auf euch gebaut, und durch ein längeres Außenbleiben werdet ihr euch als den Urheber alles des Unglücks anzuklagen haben, womit die Engländer Frank-

reich bedrohen. — Bertrand wollte ihn unterbrechen; aber der Marschall fuhr fort: Der König will es! Ihr seid nothwendig, eure Ehre und das Wohl des Vaterlandes stehen auf dem Spiel, und alle eure Freunde bitten euch durch mich. Der Held hatte nichts mehr einzuwenden. Er versprach, sogleich nach Frankreich abzureisen, und fertigte einen Herold mit dieser Nachricht an den König ab, und daß er seinen Weg durch Auvergne und Berry nehmen würde. Zugleich schickte er Briefe an seine Freunde voraus, sich fertig zu halten, um sich auf seinem Zug mit ihm zu vereinigen.

Dem Herold folgte Bertrand unverweilt nach. Nirgends wurde sich aufgehalten, obgleich die Städte, durch welche sein Weg ihn führte, sich alle Mühe gaben, ihn durch mancherlei Ehrenbezeugungen zu vergnügen. Nur in Borja ließ er sein Gefolge einige Ruhe genießen, und dann gieng es in großen Tagereisen bis in die Grafschaft Foix. Der Graf kam ihm mit allen Herren seines Hofes in größter Pracht entgegen, und Bertrand verweilte einige Zeit bei ihm. Ich freue mich, re-

dete der Graf ihn an, den tapfersten und gefürchtetsten Ritter der Erde als Freund bei mir zu sehen, und bedaure alle die, welche ihn als Feind empfangen müssen.

Auch mir ist es nicht minder angenehm, antwortete der Held, von einem so großen Fürsten so gnädig empfangen zu werden, und ich glaube, daß euer Schwager, der Vicomte von Rohan, dessen Gunst ich genieße, die Ursache dieser Aufnahme ist. — Dieser Vicomte von Rohan hatte zur Gemahlin die Prinzessin Johanna von Navarra, eine Schwester der Gräfin von Foix und der Königinnen von Frankreich und Arragonien.

Als sich der Graf eines Tages vertraulich mit unserm Helden über seine Angelegenheiten besprach, beklagte er sich auch gegen ihn, daß sein Bruder Olivier seinem Feinde, dem Grafen von Armagnac, diene, und sogar häufige Einfälle in sein Gebiet unternehme.

Bertrand entgegnete: Ihr dürft euch nicht über meinen Bruder beklagen, er hat sich nun einmal zum Dienst des Grafen verpflichtet und steht in seinem Solde, muß also auch seiner

Verpflichtung treu bleiben. Wer das Kriegshandwerk treibt, kann nicht bestehen, wenn er solche Gelegenheiten nicht benutzt. Es freut mich jedoch, daß es zwischen euch und dem Grafen von Armagnac noch zu keiner offenen Fehde und Schlacht gekommen ist, und wenn ihr einen Vergleich mit eurem Feinde wünscht, so glaube ich ihn zu Stande bringen zu können, da er jetzt auf französischer Seite ist. Der Graf nahm dieses dankbar an, und gab ihm volle Macht und Gewalt, diese Angelegenheit ins Reine zu bringen. Bertrand schickte einen Eilboten an Armagnac nach Toulouse ab, und brachte durch seine Vermittelung einen Vergleich und eine vollständige Versöhnung zu Stande, wofür ihn der Graf von Foix seine ewige Freundschaft versicherte.

Viertes Kapitel.

Bertrand setzte nun seine Reise weiter fort. Der hohe Ruf seiner Thaten gieng vor ihm her und bereitete die Einwohner der Städte auf seine Ankunft vor. Ueberall auf seinem Weg suchten ihn Leute auf, ihm Bürger und Festungen zu übergeben, und sein aus Spanien mitgebrachtes Gefolge hatte sich durch seine herbeieilenden Freunde bald bis auf funfzehnhundert schwerbewaffneter Reiter vermehrt. Mit diesem kleinen Heer griff er verschiedene Städte an, die auf seinem Wege lagen, eroberte sie, nahm ihnen im Namen seines Königs den Eid der Treue ab, und bezeichnete so seine Bahn mit ununterbrochenen Siegen. Endlich kam er nach Toulouse, wo der Herzog von Anjou, der Adel der ganzen Provinz und die mißvergnügten Herren aus Gascogne

ihn erwarteten. Um keine Zeit zu verlieren und das Schrecken der Feinde zu benutzen, welches ihnen die Ankunft unsers Helden einjagen mußte, hatte man ein schönes Heer von sechstausend Mann zu Fuß und zweitausend Reitern, welches nun durch sein eigenes Gefolge auf zehntausend Mann anwuchs, zusammengebracht und um die Stadt gelagert. Volk und Soldaten freuten sich gleich sehr auf seine Ankunft; jenes erwartete davon Ruhe, diese Reichthum und Ehre. Der gesammte Adel kam ihm weit entgegen, und die Bürger ließen es bei seinem Einzug nicht an Feierlichkeiten fehlen. Er eilte sogleich nach dem Pallaste des Herzogs von Anjou, der ihn zärtlich umarmte, und vor Freude, ihn wieder zu sehen, nicht sprechen konnte. Der Held warf sich vor ihm nieder, der Herzog hob ihn auf und sagte endlich: Ich weiß nicht, ob ich euch mehr zu euern großen Thaten in Spanien oder zu den neuen Gelegenheiten, welche zu verrichten, Glück wünschen soll. Das Alterthum hat kaum Etwas aufzuweisen, was mit euch verglichen werden dürfte; und was ihr nun künftighin zu thun fin-

den werdet, wird es auch der Nachwelt schwer machen, Etwas ähnliches aufzuweisen. Gewiß, es war viel, sehr viel, daß ihr, nach euern Großthaten in Bretagne und der Normandie, Castilien zweimal erobertet; aber es ist unendlich mehr, die Besorgnisse eurer Freunde zu enden, das Vaterland vom Drucke seiner Feinde zu befreien und ihm seinen alten Glanz und seine vorige Würde wieder zu geben. Schon eure bloße Gegenwart setzt die Engländer in Schrecken, und ihr habt in vierzehn Tagen mehr gethan, als alle Helden Frankreichs in einem Jahre nicht auszurichten vermochten. Der König bestimmt euch den Degen eines Connetable; — ich bitte euch, schlagt ihn nicht aus, denn nie wird er von würdigern Händen geführt werden. Eilt an den Hof und erfüllt die großen Hoffnungen, die man sehr gerecht sich dort von euch macht. Robert Knolles, der Anführer der Engländer, ist nicht weit mehr von Paris und bedroht diese Hauptstadt des Reichs; — ein furchtbarer Schlag, den nur euer Arm abzuwenden vermag. Ich habe meine Truppen versammelt, euch auf eurer siegreichen

Bahn zu begleiten. Gerne thäte ich es selbst, wenn nicht die Sorgen der Regierung meine Gegenwart durchaus hier nöthig machten. So ziehet denn hin; ich empfehle Frankreich dem Gott der Heerschaaren, ich empfehle es euch, der nach ihm der Schild desselben ist.

Bertrand, der aus Achtung es nicht gewagt hatte, ihn zu unterbrechen, entgegnete ihm: So sehr ich auch für die gute Meinung danke, die ihr von mir habt, so bin ich doch weit entfernt, mir einzubilden, auch nur den geringsten Theil der guten Eigenschaften, die ihr mir beilegt, zu besitzen. Aber so viel ist gewiß, meine Absichten sind immer gerade und aufrichtig gewesen, und ich werde immer nach Möglichkeit beflissen seyn, dem König und dem Vaterlande zu dienen.

Alles strömte nun herbei, den berühmten Ankömmling zu begrüßen. Einige Tage vergiengen unter glänzenden Gastgeboten und Lustbarkeiten; aber dann stellte Bertrand sich an die Spitze des versammelten Heeres, und Furcht und Schrecken verbreitete sich durch das englische Gebiet. Ver-

gebens suchte er eine Schlacht, alles floh vor seinen Waffen. Man sah überall nur Abgeordnete der Städte, die um Gnade baten und die Schlüssel ihrer Thore überbrachten. Moysac, Agen, Tonins, der Hafen St. Marie, Aiguillon und andere kehrten in kurzer Zeit zu ihrer Pflicht zurück, während er immer das flache Land und die Flüsse besetzt hielt. Wäre er uneingeschränkter Gebieter über sein Heer gewesen, vielleicht hätte er im ersten Anlauf ganz Guyenne erobert. Weil aber der Herzog von Lancaster in Bourdeaux ein großes Heer versammelte, der Graf von Pembrock viele Bogenschützen aus England dahin führte, und der schwarze Prinz alle Truppen aus Limosin, Xaintonge und Poitou zusammenzog: so trennten sich die Grafen von Armagnac und Perigord, der Sire d'Albret und die übrigen Gascognischen Mißvergnügten wieder, und zogen sich auf ihre Güter, um sich zu vertheidigen, im Fall die Engländer einen Angriff darauf machen sollten. Dergestalt gieng das ganze Heer auseinander, und Bertrand blieb mit den Compagnien, die ihn begleiteten, allein.

Fünftes Kapitel.

Während dem unser Held auf der Seite von Toulouse in Guyenne vorgedrungen war, waren die Herzoge von Bourbon und Berry gegen Limosin vorgedrungen, und hatten große Fortschritte darin gemacht. Sie belagerten endlich die Stadt Limoges, konnten sie aber, aller Bemühungen ungeachtet, weder durch Sturm noch Capitulation einnehmen. Die Feinde hatten sich nun darum mehreremale in Unterhandlungen eingelassen, um Zeit zu gewinnen. Der Herzog von Berry, in Verlegenheit, besonders da der schwarze Prinz mit nahem Entsatz drohte, schrieb an den tapfern Bertrand, und bat ihn aufs dringendste, sich doch sogleich in das Lager vor Limoges zu begeben, wo seine Gegenwart von äußerster Wichtigkeit wäre, dem König ein wahrer Dienst

geleistet, und dem ganzen Krieg eine glückliche Wendung gegeben werden könnte. Erfreut, sich dem Herzog von Berry, mit dem er in viel entfernteren Verhältnissen, als mit den Herzogen von Anjou und Bourgogne stand, verbindlich machen zu können, brach er sogleich dahin auf. In der Stadt Perigueux, durch welche ihn sein Weg führte, stellten ihm zu Ehren die Bürger viele Feierlichkeiten an, bewirtheten ihn aufs beste, und sorgten für seine Soldaten auf den benachbarten Dörfern. Als er ihre Festungswerke untersuchte, und unter andern auch auf einen sehr hohen Thurm gestiegen war, die Lage der Stadt und der umliegenden Gegend zu sehen, zeigte man ihm eine nahegelegene Abtei, welche die Engländer, nachdem sie die Mönche daraus vertrieben, besetzt hatten, und von da aus unaufhörliche Streifzüge in die benachbarten Dörfer thaten. Die Feinde so in seiner Nähe zu wissen, ohne ihnen seine Gegenwart fühlen zu lassen, war ihm unerträglich. Er nahm sich also vor, die Abtei anzugreifen, und sagte: Ich will die Engländer daraus verjagen, und die Mönche

wieder hineinführen. Sogleich wurde alles zum Marsche bereitet. Galleran, der Bruder des Grafen von Perigord, wollte schweres Geschütz mitnehmen, aber Bertrand ließ es nicht zu und sagte: Ich brauche kein Geschütz, denn meine Soldaten sind besser als Kanonen. Ganz Perigueux strömte hinaus aufs Land, den Vorgang mit anzusehen. Als die Truppen bis an die Abtei vorgerückt waren, trat Bertrand aus Thor, rief den Befehlshaber der Engländer, und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Dieser antwortete aber spöttisch: Wir stehen noch zu gut und meine Leute verstehen das Handwerk. Ich will mich so lange wehren, daß mein Herr, der Prinz von Wales, mich für entschuldigt halten kann, wenn er mich fragt, wer mein Ueberwinder sei.

Dann erwiedert ihm nur, daß es Guesclin war, antwortete unser Held.

Der Engländer erstaunt, erwiederte weniger trotzig: Das wäre in der That eine gute Entschuldigung; aber es wäre doch gegen meine Ehre, mich auch dem tapfersten Feind so bald ergeben zu haben — und da die größten Schiffe

oft an den kleinsten Klippen Schiffbruch leiden, so habe ich vielleicht die Ehre, euch bei dieser kleinen Unternehmung sterben zu sehen.

Eure Verblendung thut mir leid, sagte Bertrand. Wenn ihr die Kühnheit habt, euch zu vertheidigen, so bekommt ihr kein Quartier und verliert das Leben. Er ertheilte hierauf den Befehl zum Angriff. Die Trompeten ertönten von allen Seiten, man brachte Erde und Büschel, den Graben auszufüllen, die Leitern wurden angelegt und ein Pfeilregen flog gegen die Feinde, die, von ihren Mauern bedeckt, ihn tapfer erwiederten. Der Held stieg, den Schild über dem Kopf, zuerst die Leiter hinan und rief seinen Kriegern zu: Mir nach, meine braven Cammeraden! Die Abtei ist unser! Ihr gebt sie den ehrwürdigen Vätern wieder und behaltet die Beute der Engländer für euch.

Jedermann erstaunte über die Kühnheit des Helden, der die Leiter hinaufstieg, als sei keine Gefahr da — und nicht lange, so sah mau die Abtei erstürmt. Den Befehlshaber tödtete Bertrand mit eigener Hand durch einen Schlag mit

der Streitart auf den Kopf. Viele andere hatten sein Schicksal, die übrigen erhielten Pardon von dem gütigen Sieger. Unter dem Jubelgeschrei des versammelten Volkes, welches seinen Sieg durch tausend Lobeserhebungen verherrlichte, zog er wieder in die Stadt zurück.

Bei seiner Zurückkunft fand er Briefe vom König, in welchen er abermals dringend aufgefordert wurde, so bald als möglich nach Paris zu kommen. Er hielt es für gut, den Marschall von Andreghem, welcher die ganze Zeit bei ihm geblieben war, unterdessen voraus an den Hof zu schicken, die Ursachen seiner Zögerung zu erklären; während er ohne Aufenthalt den Marsch nach Limoges fortsetzte. Als er in dem dortigen Lager ankam, wurde er von dem Herzog von Berry sehr ehrenvoll empfangen, und aller Weigerung ohngeachtet, mußte er den Oberbefehl über sein ganzes Heer übernehmen.

Nachdem er sich von dem Zustand der Belagerung unterrichtet hatte, gieng er bis an die Schranken eines Stadtthores, und sagte zu den

dort gegenwärtigen Einwohnern: 'Ihr werdet der Verlegenheit, in die ihr euch begeben habt, nicht glücklich entkommen, denn die neuen Truppen, die ich herbei geführt habe, sind so sehr geübt, Städte einzunehmen, daß sie ohne Zweifel auch die eurige erobern werden, wenn ihr es darauf ankommen lassen wollt, euer Leben, euere Familien und euer Vermögen dem Ungestüm eines siegreichen Heeres auszusetzen.

Sie verlangten einige Bedenkzeit, und schon nach wenigen Stunden schickten sie ihren Bischof ins Lager, und die Uebergabe der Stadt wurde unterzeichnet. Der Herzog von Berry entließ hierauf seine Truppen, bis auf weitern Befehl, in ihre Heimath, er selbst aber kehrte in seine Provinz zurück. Bertrand übergab die seinigen seinem Bruder Olivier und einigen andern bretagnischen Rittern und reiste nach Paris. Weil die Engländer überall auflauerten, ihn zu fangen, verkleidete er sich in einen Kaufmann, und so kam er mit sechs Gefährten glücklich nach der Haupt=

stadt. Das Gerücht von seiner Ankunft verbreitete sich sogleich, das Volk erfüllte die Straßen mit Freudengeschrei, und eine fast unzählbare Menge begleitete ihn bis an den königlichen Pallast.

Sechstes Kapitel.

Hier wurde er, um ihn besonders zu ehren, von dem ersten Kammerherrn und Oberstallmeister des Königs, Bureau de la Riviere, einem bretagnischen Edelmann, und einigen andern Hofleuten empfangen. Als er in das Zimmer des Königs trat, warf er sich auf die Knie; der König aber hob ihn auf und sagte sehr gnädig: Mein Verlangen, euch zu sehen, machte mir eure Zögerung verdrüßlich; auf der andern Seite aber habt ihr überall, wo ihr waret, so viel Nutzen gestiftet, daß ich euch noch länger dort wünschen wollte, wenn ihr zugleich hier seyn könntet; — denn Leute wie ihr sollten eigentlich zu gleicher Zeit überall seyn können.

Gueſclin warf sich noch einmal vor ihm nieder, für diesen außerordentlich gnädigen Empfang

zu danken; aber der König wollte ihn in dieser Stellung durchaus nicht anhören, und befahl ihm, aufzustehen. Er erzählte hierauf, wie die Engländer ihn zu einer Schlacht heraus gefordert hätten und er sie ihnen abgeschlagen habe, weil er entschlossen sei, künftig nichts mehr ohne seinen Rath zu thun und seine Truppen nur unter ihm fechten zu lassen. Man sprach von dem eiligen Rückzug der Feinde, und einer der umstehenden Herren sagte, wahrscheinlich habe sie der Traum des Thomas Grandson erschreckt. Diesem englischen Anführer hatte nämlich geträumt, ein Adler habe ihn angefallen, ihm die Augen auszuhacken, und ihn so fest mit den Klauen gefaßt und mit den Flügeln geschlagen, daß seine Leute ihn nicht hätten vor ihm retten können. Dem König gefiel das Märchen, und er sagte: entweder sind die Engländer allzu abergläubisch, oder sie fürchten sich gewaltig vor unserm Adler, der ihnen hoffentlich einmal Grandsons Traum erklären wird.

Indessen war es Zeit geworden, zur Tafel zu gehen. Der König lud unsern Helden selbst dazu

ein. Nach derselben nahm er ihn wieder mit in sein Cabinet, wo er erklärte, daß er ihm zum größten Beweis seiner Achtung und Liebe den Degen des Connetable bestimmt habe. Bertrand bat den König, ihn mit dieser Ehrenstelle zu verschonen, denn er sei ein armer Edelmann, nur bestimmt, kleine Haufen in den Krieg zu führen, aber unfähig, den Oberbefehl des Heeres eines so mächtigen Königs zu übernehmen. — Ich weiß schon im voraus alles, was ihr thun und sagen könnt, unterbrach ihn der König; aber ich nehme keine Entschuldigung an, durch welche ihr meinem Anerbieten ausweichen wollt.

Es ist meine Schuldigkeit, gnädiger Herr, sagte Bertrand, euch in allen Stücken zu gehorchen; aber bedenkt, daß es so viele tapfre und erfahrne Prinzen und Ritter im Lande giebt, die euren Wünschen ohne Vergleich besser Gnüge leisten werden als ich. Wie möchte ich die Kühnheit haben, ihnen zu befehlen! Mein Vermögen und ihr Vermögen läßt keine Vergleichung zu, und bestimmt mich eher, Befehle anzunehmen, als welche zu geben.

Ich habe euch ausreden lassen, entgegnete der König; aber seyd ohne Bedenken, es ist kein Prinz und kein Großer im Lande, selbst meine Brüder und Vettern nicht ausgenommen, der euch nicht gern gehorchte — und wenn es jemand wagen sollte, den pünktlichsten Gehorsam zu verweigern, so würde ich zu zeigen wissen, wie sehr ich dadurch beleidigt werden kann. Weigert euch also nicht länger, ein Amt anzunehmen, welches ich euch als dem ehrenwerthesten meiner Freunde und dem tapfersten meiner Krieger anvertrauen will.

Am folgenden Tag erklärte der König dem versammelten Hof, daß er unsern gegenwärtigen Helden zum Connetable von Frankreich ernannt habe.

So will ich mich denn nicht länger sträuben, eine Ehre anzunehmen, die ihr mir bestimmt, sagte Bertrand; nur das einzige erbitte ich mir, wenn euch jemals mein Betragen verdächtig gemacht wird, so habt die Gnade, kein Mißtrauen darein zu setzen, sondern mir offenherzig alles

zu sagen, was die Bosheit oder Eifersucht der Hofleute von mir erdichten mag.

Die Art, erwiederte der König, wie ihr euch immer benommen habt, deckt euch vor allem Argwohn, und ich werde nie etwas zu eurem Nachtheile anhören. Auch glaube ich so ziemlich mit eignen Augen zu sehen, und auf jeden Fall will ich euch allemal von dem, was mir von euch hinterbracht wird, unterrichten.

Nach der Tafel versammelte sich der geheime Rath, wozu der König auch den Rector der Universität, den vorsitzenden Bürgermeister, den Oberrichter und die Schöppen von Paris hatte rufen lassen. Nachdem er seinen Platz eingenommen hatte, redete er die Versammlung also an: Ihr selbst seyd die Zeugen der Leiden gewesen, welche das Reich unter meinem Vater bis zu meiner Thronbesteigung erduldet hat. Ihr habt sie getheilt diese Leiden und nach Möglichkeit gelindert. Der neue Krieg, zu welchem der Ehrgeiz der Engländer uns zwingt, hat unser Vaterland in neue Gefahren gestürzt. Rings um uns her ist das Land verwüstet, — noch rauchen

allenthalben die Dörfer, die sie mit grausamer Hand angesteckt haben. Gott sei Dank, wir haben Mittel, diese Uebel von uns abzutreiben, wenn wir sie nur richtig anzuwenden verstünden. Unsere Krieger sind geübt, ihre Anführer erfahren, und es fehlt ihnen nichts als ein Oberbefehlshaber, der Geschicklichkeit genug besitzt, eine so große Unternehmung auszuführen. Ich habe mein Augenmerk auf Bertrand Du-Guesclin geworfen, und glaube, daß Niemand diese Wahl unangenehm seyn wird, obwohl reichere und vornehmere Competenten dazu vorhanden waren. Ihr alle kennt den Ruhm seiner großen Thaten, und die Erstlinge seiner neuesten Siege haben bereits den stolzen Knolles aus unserer Gegend vertrieben. Sagt mir nun eure Meinung bei dieser wichtigen Angelegenheit.

Eine allgemeine Aeußerung des Beifalls über diese gute Wahl beantwortete die kurze Anrede des Königs, und alle Mitglieder des geheimen Raths dankten ihm für seine väterliche Sorgfalt. Unser Held, der in einem Nebenzimmer gewartet hatte, wurde herein gerufen, und der König über-

reichte ihm den Connetabledegen, indem er sagte: So empfangt denn meinen Degen und braucht ihn gegen die Feinde Frankreichs.

Der Held empfieng ihn knieend und zog ihn mit den Worten aus der Scheide: Ich werde ihn nicht eher wieder in seine Scheide stecken, bis ich die Engländer aus den Grenzen des Reichs vertrieben habe. — Er leistete hierauf den Eid der Treue und der vollen Verpflichtung, welchen der König mit einem Kuß auf den Mund annahm.

Nachher war große Gala, der neue Connetable mußte mit an der Tafel des Königs speißen und wurde mit großen Geschenken überhäuft.

Siebentes Kapitel.

Gleich in den folgenden Tagen wurden wiederholte Conferenzen über die Eröffnung des Kriegs gegen die Engländer gehalten. Unserm Helden war dieses desto lieber, weil er vor Begierde brannte, zu zeigen, daß man sich nicht in ihm betrogen hätte.

Robert Knolles, von den ernstlichen Anstalten der Franzosen und der Ankunft Bertrands unterrichtet, hatte die Gegend um Paris sogleich verlassen und sich an den Fluß Loire zurück gezogen. Dort hatte er einen so vortheilhaften Standpunkt gewählt, daß er Anjou, Poitou, Maine, Touraine, Bretagne und Normandie zugleich übersehen und bedrohen konnte. Seine Truppen hatte er weit auseinander verlegt, um ihnen die Subsistenz zu erleichtern, und so waren die Untertha-

nen des Königs von Frankreich weit und breit den größten Bedrückungen ausgesetzt.

Man beschloß endlich zu Paris, den Krieg zuerst in diese Provinzen zu spielen, den Feinden eine Schlacht anzubieten, und sie von da aus dem Königreich zu vertreiben. Alsbald reiste der Connetable in Begleitung vieler Hofleute und anderer Herren ab, welche erfreut und begierig waren, unter einem so großen Feldherrn zu dienen. Er hatte dem König gerathen, ein Heer von dreißigtausend Mann zu werben, weil er damit im Stande zu seyn glaubte, die Engländer aus allen ihren französischen Besitzungen zu vertreiben und auf ihre Insel zurück zu jagen. Obgleich anfangs sehr dieser Meinung, entschloß sich der König doch nur funfzehnhundert schwerbewaffnete Reiter aufbringen zu lassen, für welche der Sold auf zwei Monate voraus bezahlt wurde. Er that dieß aus Besorgniß, durch ein großes Heer sich die ganze englische Macht auf den Hals zu ziehen und sie ihre innerlichen Zwistigkeiten vergessen zu machen; — dagegen sie einen kleinen Haufen verachten würden, der denn doch unter

Anführung eines solchen Mannes, wie Bertrand, auch wichtige Fortschritte machen könnte.

Dieser begab sich nach Caen, von wo aus er an seine Freunde schrieb, daß er Soldaten brauche. Jeder brave Mann war ihm willkommen, und besonders aus Bretagne strömten ihm Haufen tapfrer Krieger zu. Bald hatte er statt der funfzehnhundert, zu welchen er Befehl hatte, dreitausend Schwergepanzerte bei sich versammelt. Olivier von Clisson, der aus einem Anhänger der Engländer ein treuer Diener des Königs geworden war, warf ihm vor, daß er mehr Leute annehme, als er bezahlen könne; aber Bertrand antwortete ihm: Ich kann es so vielen guten Soldaten, die mir ihre Dienste anbieten, nicht abschlagen, sie anzunehmen. Ihr Handwerk ist der Krieg — verschafft man ihnen keine Gelegenheit, es zu treiben, so werden sie Räuber und Taugenichtse, und sterben endlich auf elende Weise. Darum will ich sie lieber bei mir behalten, um durch sie den Engländern das Geld abzunehmen, was mich ihre Ausrüstung kostet, deren Betrag ich jetzt nicht anders vorschießen kann, als durch Ver-

kauf meines Hausgeräthes und des Schmucks meiner Frau. Auf jeden Fall wird der König mich belohnen, wenn er erfährt, daß ich es zu seinem Nutzen thue.

Als diese Krieger alle versammelt waren, beschloß unser Held aus Caen ins Feld zu rücken. Vorher gab er den Anführern und Rittern ein prächtiges Gastmal, bei welchem nichts vergessen war, was Ueberfluß, Nettigkeit und Wohlgeschmack erfordern konnten. Man speißte auf einem goldenen Tafelgeräth, welches, wie man glaubte, dem unglücklichen Don Pedro gehört hatte. Nach der Tafel ließ er sich dieses goldene Geräthe, sein sämmtliches Silberzeug, und alle Kostbarkeiten seiner geliebten Theophania, welche eben bei ihm anwesend war, bringen, und vertheilte Alles unter die Krieger. Ich schenke euch, meine Cameraden, sagte er, Alles, was ich habe, damit ihr begierig werdet, zu erbeuten, was eure Feinde besitzen. Diese neue Freigebigkeit erfüllte die Truppen mit Freude und Hoffnung — und sie sehnten sich, unter seiner Anführung neuen Siegen entgegen zu gehen.

Im Augenblick des Abzugs schloß ihn Theophania in ihre Arme und sagte: Ziehet hin, mein erlauchter Gemal, neue Lorbeern um eure Stirne zu winden. Ich sehe im Voraus den Triumph, der euch erwartet, wenn ihr die Rathschläge befolgt, die ich euch gegeben habe. — Der Held, ob er wohl nicht, wie sie, an den Einfluß der Gestirne glaubte, sondern alle Schicksale von der Vorsehung ableitete, versprach ihr doch, ihre Rathschläge zu befolgen — und wirklich sah er, wie die Chronik erzählt, bisweilen nach, welche Regeln sie ihm für jeden Tag gegeben hatte, weil er sie als eben so viele Beweise ihrer Liebe betrachtete.

Der Zug des Heeres gieng nun zunächst nach der Stadt Mans, wo seine Gegenwart nöthig war, weil die Engländer bis in die Vorstädte streiften. Die Einwohner empfiengen ihn unter allgemeinen Freudenbezeugungen und Glückwünschen, und beförderten seine Anstalten zur Sicherheit ihrer Stadt nach Möglichkeit. Als er wieder abreiste, stellten sich die Bürger ins Gewehr, der Ton der Glocken mischte sich mit dem Schmet-

tern der Trompeten und dem Freudengeschrei des Volks. Der Bischoff begleitete ihn bis weit in die Vorstadt hinaus, und segnete ihn, die Anführer, die Soldaten und die Fahnen.

Die Engländer, als sie in Erfahrung gebracht hatten, daß der Connetable ins Feld gerückt sei, ließen alle kleinen Vortheile fahren und eilten, sich zu einem Corps zu vereinigen. Der Connetable dagegen suchte eine Gelegenheit, ihnen eine Schlacht anzubieten, ehe ihre Vereinigung zu Stande gekommen wäre, und er hatte um so mehr Hoffnung dazu, weil er wußte, daß ihre Anführer uneinig mit einander waren. Während dem stieg bei Thomas Grandson, der, weil Knolles nach Guyenne gegangen war, unterdessen den Oberbefehl des englischen Heeres führte, der Wunsch auf, vor der Zurückkunft desselben dem Connetable eine Schlacht zu liefern. Seine Soldaten waren geübt, die Befehlshaber tapfer und erfahren und wie er zu einer Schlacht geneigt, deren glücklicher Ausgang ihm die größten Belohnungen versprach. Vertraut mit diesem Gedanken, schrieb er an die entfernten Befehlsha-

ber, und nachdem alle Anstalten zur Vereinigung des noch zerstreut liegenden Heeres getroffen wären, schickte er einen Herold an den Connetable, ihn zu einer Schlacht herauszufordern. Unterwegs begegnete der englische Herold einem französischen des Bertrand. Sie erkannten sich an ihren Wappen, und dieser nahm jenen mit auf das Schloß, wo der Connetable sein Quartier hatte. Sie fanden ihn im Schloßhof mit dem sämmtlichen Adel des Heeres. Der fremde Herold warf sich vor ihm auf die Knie und sagte: Die englischen Befehlshaber bieten euch unter der Autorität des Königs, ihres Herrn, eine Schlacht an, und erwarten von eurer Tapferkeit keine abschlägige Antwort. —

Ohne Zweifel! erwiederte der Connetable — ihr dürft euch darauf verlassen, daß ich die Schlacht annehme und vielleicht eher, als sie es wünschen. Hierauf erkundigte er sich sehr höflich nach seinen Bekannten unter den Engländern, besonders nach Hugo von Caurelée, seinem alten Freund und Waffengefährten im ersten spanischen Krieg, und trug dem Herold auf, ihnen allen sei-

ne Achtung und Liebe zu versichern. Er befahl hierauf seinem Schatzmeister, dem Herold vierzehn Mark Silber zu geben, und der Haushofmeister mußte ihn gut bewirthen. Die Herolde und Trompeter des französischen Heeres kamen zusammen und tranken dem Engländer so tapfer zu, daß er die Abreise vergaß und die ganze Nacht im Schlosse blieb.

Unterdessen hatte sich der Connetable entschlossen, noch diesen Abend aufzubrechen, die ganze Nacht zu marschiren, und die Feinde mit Tagesanbruch anzugreifen, überzeugt, sie, ehe sie sich noch vereinigt hätten, leicht zu überwältigen. Er theilte also sein kleines Heer in drei Haufen. Den Vortrapp übernahm er selbst in Gesellschaft des Grafen von St. Pol und dessen beiden Söhnen, seines Bruders Olivier, der beiden Mauny und der beiden Beaumont. Den Hauptzug, achthundert Mann stark, führte der Marschall von Andreghem, und den Nachzug Olivier von Clisson und der Marschall von Blainville. Bei diesem befanden sich auch der Graf von Perche, die Herren von Rohan, von Vien-

ne, nachheriger Admiral von Frankreich, de la Hunaudage, Rochefort, Tournemine und noch mehrere andere. Jeder Zug marschirte eine französische Meile vor dem andern voraus; der ganze Marsch aber, den sie zu machen hatten, betrug sechs Meilen. Ob es aber gleich in der Mitte Novembers und also in der Zeit der langen Nächte war, konnten sie wegen der großen Dunkelheit und weil die Wege von einem heftigen Regen, der niederfiel, schlüpfrig und zerrissen waren, diesen kurzen Weg kaum zurück legen. Nur mit Anbruch des Tages kamen sie ins Angesicht eines Theils der Feinde, der sich in einer kleinen Ebene bei den Gärten von Pont-Valain gelagert hatte. Die ermüdeten Soldaten bekamen eine Stunde zur Erholung und zum Essen. Die Engländer merkten Leute in ihrer Nähe und wurden unruhig darüber; weil aber die Fahnen zusammengewickelt waren und sie die Ihrigen erwarteten, von welchen stündlich welche ankamen, die Franzosen aber nach ihrer Meinung wenigstens sechs Meilen entfernt waren, so beruhigten sie sich wieder.

Diese hatten sich unterdessen zum Treffen vorbereitet. Die Fahnen wurden aufgewickelt und flatterten in der Luft, die Trompeten ertönten und man rückte gegen den Feind. Die Engländer, obgleich durch einen so unerwarteten Angriff überrascht, stellten sich doch sogleich ohngefähr sechshundert Mann stark in Ordnung und empfiengen sie mit einer Festigkeit, wie sie von solchen in Schlachten aufgewachsenen Kriegern zu erwarten war. Ihre Glieder wurden aber bald getrennt, der größte Theil getödtet, die Zelte umgeworfen und alles zerstört. Unterdessen versammelten sich die Uebrigen, wohl gegen zweitausend, unter Anführung des Thomas Grandson. Er hatte die Absicht, die etwa fünfhundert Mann starken Feinde zu umringen; allein diese, im Vertrauen auf die baldige Ankunft Andreghems, giengen ihm muthig entgegen. Die Tapferkeit ersetzte, was ihnen an Anzahl abgieng; wahrscheinlich aber würden sie doch zuletzt der Uebermacht haben weichen müssen, wenn nicht Andreghem im Augenblick der höchsten Gefahr mit seinem Haufen erschienen wäre. Diese unerwartete Hül-

fe setzte die Engländer in Erstaunen, die Schlacht wurde wieder hergestellt, und zwei Stunden lang blieb der Sieg zwischen beiden Partheien zweifelhaft. Grandson hatte unterdessen Eilboten an die in der Nähe befindlichen Befehlshaber geschickt. Schon rückten sie mit zweitausend Mann heran, und die Hoffnung der Franzosen schwand, als gerade zur rechten Zeit auch Olivier von Clisson mit seinem Haufen erschien. Er stellte sich sogleich den neu herbeikommenden Engländern entgegen, eben als sie sich mit den andern vereinigen wollten, schlug sie und machte die meisten ihrer Anführer zu Gefangenen. Hierauf fiel er Grandson in den Rücken. Dieser, als er sah, daß die Seinigen von allen Seiten zurückwichen, und den Franzosen der Sieg nicht mehr zu entreißen sei, faßte in der Verzweiflung den Gedanken, den Connetable zu tödten, um durch den Tod dieses Mannes den Verlust der Schlacht zu ersetzen. Er ergriff eine lange mit einer Schneide von sehr hartem Stahl versehene Streitaxt, hob sie mit beiden Händen hoch in die Luft über den Kopf — und als er dem Helden begegnete, führ-

te er mit ganzer Gewalt einen mächtigen Streich nach ihm. Der Connetable aber, welcher eine ungemeine Gewandtheit besaß, bog sich so geschickt unter die Streitaxt, daß er dem Streich entgieng. Sogleich faßte er mit seinen gewaltigen Armen den Engländer, stellte ihm ein Bein, warf ihn nieder, kniete auf ihn und zwang ihn mit gezogenem Dolch, sich zu ergeben. Nun wurde die Niederlage der Feinde allgemein. Wer nicht geblieben war, wurde gefangen und das Lager geplündert.

Achtes Kapitel.

Der Connetable, der einen Sieg wohl zu benutzen verstand, ließ den Engländern nun weder Ruhe noch Rast. Er trieb sie von Ort zu Ort bis in das Innerste von Guyenne zurück. Das Schloß Vas, in welches sich ein Theil derer, die bei Pont-Valain geflohen waren, geworfen hatte, wurde mit Sturm erobert. Ein anderer Theil hatte sich in St. Maur an der Loire gesetzt. Dahin brach er über Angers auf. Während des Marsches überschickten ihm die Befehlshaber der Schlösser Grailly und Menoux die Schlüssel ihrer Plätze. Nachdem er über den Fluß gegangen war, lagerte er sich im Angesicht von St. Maur, einer alten Benediktiner Abtei, berühmt wegen der Heiligkeit ihrer Mönche und ihrer reizenden Lage an den Ufern des Flusses. Alles gerieth bei der

Erscheinung unsers Helden in Schrecken, und beinahe hätte man sich auf die erste Aufforderung ergeben, hätte nicht Cressonailles, der Befehlshaber, ein tapfrer und geübter Krieger, die Muthlosen beruhigt und bewogen, einen Sturm abzuwarten. Der Connetable, als er sah, daß dieser mit tapfern Truppen besetzte und reichlich mit Lebensmitteln versehene Platz durch Natur und Kunst außerordentlich befestigt sei, fragte seine Hauptleute, was hier zu thun wäre? Einige riethen zum Sturm, andere zur Belagerung. Keines war nach seinem Sinn, und er suchte durch List zu erreichen, wozu Gewalt nicht führen konnte. Cressonailles hatte mit Caurelée dem Don Heinrich gedient, und der Connetable hatte ihn im spanischen Kriege wohl gekannt. Jetzt ließ er ihn durch einen Herold einladen, ihn unter sicherm Geleit zu besuchen, um ihre alte Freundschaft noch einmal zu erneuern, ehe sie sich als Feinde begegnen müßten. Cressonailles folgte dem Herold sogleich und sagte: Ich folge euch unverzüglich, denn auf die Versicherungen eures Herrn kann man allenthalben hingehen. Der Conne-

table gieng ihm entgegen und umarmte ihn mit den Worten: Ihr macht mir die größte Freude durch diesen Beweis eurer Liebe und eures Zutrauens; eure Ankunft zeigt mir, daß ihr noch der alte edelmüthige Freund seid.

Ich schätze mich sehr glücklich, entgegnete der Befehlshaber, daß ich Gelegenheit habe, euch zu sehen und meiner ganz besondern Ehrfurcht zu versichern. Ich bin allein und ohne Waffen gekommen, weil ich euer Wort für hinreichend halte, mich gegen ein ganzes Heer zu schützen.

Mir that es sehr leid, sagte Bertrand, daß die Engländer damals den Don Heinrich verlassen mußten, und dieser gute König einen Mann verlor, wie ihr seid; — doch kommt, man ruft zum Essen, dort wollen wir unsre alte Freundschaft erneuern.

Ich folge euch gern, Herr Connetable, antwortete dieser, vorausgesetzt, daß mir nichts zugemuthet wird, was gegen den Dienst meines Königs läuft.

Der Connetable versprach es ihm, man aß und war fröhlich. Nach Tische nahm er ihn auf

die Seite und sagte sehr artig: Unsere alte Bekanntschaft hindert mich, den Rath meiner Hauptleute anzunehmen, die mir zum Sturme rathen, und kaum bin ich im Stande gewesen, die Soldaten zurückzuhalten, weil sie große Beute in eurem Platze zu machen hoffen. Ich habe euch dieses erst sagen wollen, damit ihr eure Maßregeln darnach nehmen könnt. Indessen wenn ihr auch noch dreimal so viel Truppen hättet, als ihr habt, eure Festung wird doch endlich fallen müssen — und ich bitte euch also, denkt auf eure Ehre und euer Vermögen, und übergebt mir die Festung, ehe es aufs äußerste kommt.

Ich kann mich nicht entsinnen, entgegnete Cressonailles, welche Handlung meines Lebens mich bei euch in so schlechten Credit gebracht hat; — denn obgleich für die erwiesene Höflichkeit euch sehr verbunden, muß es mir doch äußerst auffallen, mir so Etwas von euch angesonnen zu sehen. Gesetzt auch, das Glück wäre mir nicht günstig, so werde ich mich doch so lange als möglich vertheidigen, und meinen Namen nicht mit der Schande beflecken, einen so guten Platz,

wie diesen, ohne Schwerdtstreich übergeben zu haben. Sei es auch, daß dem tapfern Guesclin niemand widerstehen kann: es ist doch auch eben so gewiß, daß Cressonailles die Furcht nicht kennt und nur der Gewalt seiner Feinde weicht.

Der Ton, mit welchem er diese letztern Worte sagte, beleidigte den Connetable. Mit drohendem Auge und furchtbar gerunzelter Stirn antwortete er: Ihr wißt nun, wes Sinnes ich bin — ich bin aufrichtig und ohne Hinterlist, und was ich euch rathe, kömmt aus meiner Freundschaft für euch. Ihr aber laßt mir merken, als hättet ihr mich in Verdacht der Untreue und Verführung, und zwingt mich dadurch, euch zu belagern. Und nun schwöre ich euch, daß ich nicht weichen noch wanken werde, ihr hättet euch denn ergeben; aber anstatt euch auf irgend eine Gnade Rechnung zu machen, seid versichert, daß ich euch und euren Cameraden werde die Köpfe abschlagen lassen. Bedenkt das wohl, und erinnert euch, daß ich kein Meineidiger bin.

Diese Worte machten einen ernsthaften Eindruck auf Cressonailles. Mehr aus Klugheit als

aus Furcht kam er mit dem Connetable überein, die Festung St. Maur zu übergeben, wenn der Herzog von Lancaster nicht binnen einer bestimmten Zeit zum Entsatz erschiene. Bei der Zurückkunft in die Festung machten ihm seine Hauptleute Vorwürfe darüber. Sie meinten, das Versprechen sei zu früh gethan, und man würde in den Verdacht eines Verständnisses mit dem Feinde kommen. Cressonailles antwortete: Wir alle kennen die Beschaffenheit unsrer Festung, und daß sie doch hätte endlich fallen müssen; um aber alle Schuld von uns zu wälzen, können wir am Tage des Abzugs unsere Habseligkeiten zusammen packen und dann den Platz in Brand stecken, damit die Franzosen sich desselben nicht mehr bedienen können. Dieser Vorschlag fand Beifall und man bereitete sich zum Abzug.

Der Connetable war nach Saumur gegangen, die Uebergabe dort abzuwarten, und diese Abwesenheit benutzten die Engländer, ihren Entschluß auszuführen. Um seiner noch mehr zu spotten, ließen sie ihm sagen, daß da sie weder von Bourdeaux noch aus England Hülfe zu er-

warten hätten, wollten sie seine Geduld nicht länger mißbrauchen und sich noch vor dem festgesetzten Tage zurückziehen. Die Nachbarn von St. Maur, als sie die Festung brennen sahen, benachrichtigten den Connetable davon. Aeußerst entrüstet setzte er sich sogleich mit allen den Seinigen zu Pferde, und schwur, die Engländer zu verfolgen und als Treulose zu behandeln. Andreghem meinte, er sehe das große Unrecht derselben nicht ein — denn sie hätten ihr Versprechen erfüllt, St. Maur zu räumen; daß sie es aber angezündet hätten, schade ihrem Versprechen nichts, da sie nicht versprochen hätten, es nicht zu thun.

Was? rief der Connetable ganz erhitzt, weil sie nicht versprochen haben, die Festung nicht abzubrennen, wäre es ihnen Recht zu sprechen, daß sie es gethan haben? Sie haben versprochen, uns die Festung zu übergeben, und indem sie dieselbe abbrannten, haben sie uns nichts übergeben — das sollen sie bezahlen!

Man brach sogleich auf, die Engländer zu verfolgen. Das Gerücht gieng vor ihm her, alle

feindliche Städte, die den Cressonailles und seine Gefährten aufnähmen, würden verloren seyn. Diese waren unterdessen vor Bresvire gekommen, welches wegen des Reichthums seiner Bürger und seiner starken Mauern bekannt war. Der Befehlshaber verweigerte ihnen anfangs Einnahme und Durchzug — auf wiederholte Vorstellungen erlaubte er endlich den Durchzug, jedoch nur täglich für funfzig Mann und ohne weitern Aufenthalt.

Eben waren die ersten funfzig von fünf bis sechshundert Mann in die Stadt, als unser Held mit den Seinigen erschien. Die Einwohner schlossen die Thore und zogen ihre Brücken auf. Der Connetable griff seine Feinde an, und nach kurzem Widerstand wurden sie gänzlich geschlagen, und alle ein Opfer der Wuth ihrer Verfolger.

Der Connetable rückte hierauf an das Thor und verlangte den Befehlshaber zu sprechen. Dieser erschien und sagte: Ihr kommt ohne Zweifel in der Absicht, mir meine Festung abzufordern — aber ich werde thun, was ihr in glei-

chem Falle thun würdet, wenn ihr eine tapfere Besatzung, Vorräthe und eine gute Festung hättet — darum sagt mir auf eure Ehre, was ihr an meiner Stelle thun würdet?

Nach kurzem Besinnen erwiederte Bertrand: Ich an eurer Stelle würde mich nicht ergeben, ihr aber müßt euch ergeben; indessen da ich wohl sehe, daß ihr ein braver Mann seyd, so will ich vorbei ziehen, ohne euch anzugreifen, wenn ihr mir für baares Geld Lebensmittel liefern wollt.

Wenn ich vergiftete Lebensmittel genug hätte, euch alle umzubringen, antwortete der Befehlshaber, so wollte ichs wohl thun; aber sonst nicht.

Das ist zu trotzig, sagte der Connetable erzürnt — nun seid versichert, in wenig Tagen ist eure Festung mein, und dann sollt ihr gehangen werden und alle eure Soldaten um euch herum.

Er zog sich hierauf zurück und gab die Befehle zum Sturm. Die Truppen rüsteten sich mit ihrer gewöhnlichen Kühnheit dazu, und Johann Dubois, ein bretagnischer Ritter, that Gott das Gelübde, die Fahne des Connetable, die er au

diesem Tage trug, auf den höchsten Thurm der Stadt zu pflanzen, oder sein Leben darüber zu verlieren. Die Belagerten vernachlässigten aber auch nichts, was zu ihrer Vertheidigung dienen konnte. Nach allen Seiten warfen sie die angelehnten Sturmleitern der Franzosen um — diese siegten aber endlich über alle Hindernisse. Die Mauern wurden unter dem furchtbaren und siegreichen Geschrei: Mutter Gottes, Guesclin! erstiegen, die Belagerten geriethen in Schrecken und Unordnung und wichen zurück — und bald wehte das Pannier unsers Helden vom höchsten Thurme der Stadt. Diese wurde geplündert und reiche Beute gemacht. Der tapfre Marschall von Andreghem erhielt bei dieser Eroberung so viele Wunden, daß er wenige Tage darauf in Saumur starb. Das Schloß ergab sich durch Capitulation.

Der Connetable gieng wieder nach Saumur, und hier brachte er durch seine Kundschafter in Erfahrung, daß Robert Knolles im Begriff sei, den größten Theil seines Heeres abzudanken und sich mit dem Rest nach England einzuschiffen.

Dieser Befehlshaber hatte sich überhaupt keine Mühe gegeben, den Nachtheil, welcher aus Grandsons Unfall entstanden war, wieder gut zu machen, damit der Fehler seines Nebenbuhlers desto mehr bemerkt werden möchte. Jetzt von seinem Vorhaben unterrichtet, veranlaßte unser Held den Vicomte von Rohan, unter dem Vorwand, seine Güter in Niederbretagne zu besuchen, Truppen bereit zu halten, um die Engländer bei ihrer Einschiffung zu überfallen. Dieser Plan wurde gut und glücklich ausgeführt; denn in dem Augenblick, als die Engländer in ihre Schiffe steigen wollten, wurden sie von den Bretagnern angegriffen, ein großer Theil niedergemacht, die übrigen gefangen oder in die Flucht geschlagen. Unter den Gefangenen war ihr Anführer, Robert von Neufville.

Neuntes Kapitel.

Während dem der Connetable auch in der Mitte des Winters den kleinen Krieg gegen die Engländer ununterbrochen fortsetzte, erhielt er auf einmal zwei Eilboten, einen aus Castilien von dem König Heinrich, und den andern aus Paris, von dem König von Frankreich. Jener brachte zwei mit Geld und Edelsteinen reich beladene Maulthiere als ein Geschenk Don Heinrichs für den Connetable mit. In einem dabei befindlichen Schreiben aber meldete ihm der König, wie ein Freund dem andern, was sich seit seiner Abreise in Spanien zugetragen, und welche einheimischen und fremden Feinde er zu bekämpfen gehabt hätte. Er rühmte die großen Dienste, welche der tapfere Stammler von Villaines und sein Sohn ihm geleistet hätten, und bat ihn, das gute Ver-

nehmen zwischen Castilien und Frankreich zu erhalten, und dem König zu versichern, daß er in kurzer Zeit eine Flotte würde gegen die Engländer auslaufen lassen. Die beiliegenden Geschenke bat er als einen kleinen Beweis seines dankbaren Andenkens zu nehmen, da selbst alle Schätze beider Castilien nicht hinreichend wären, ihm seine Dienste angemessen zu belohnen.

Der andere Eilbote brachte gemessene Befehle vom König Carl, die Truppen bis aufs Frühjahr zu verabschieden und ohne Aufenthalt nach Paris zu kommen, damit man die nöthigen Verabredungen für den nächsten Feldzug treffen könne. Bertrand fragte den Boten, ob er nicht eine hübsche Fuhre Geld zur Bezahlung der Truppen mitgebracht habe; aber dieser erwiederte, er habe nicht einmal genug zu seiner Reise, und wenn er ihm keinen Vorschuß machen wollte, müsse er sein Pferd verkaufen und zu Fuß nach Hause gehen.

Diese Nachricht überraschte und erzürnte den Connetable. Ihn jammerten seine braven Soldaten, daß sie den Winter über ohne Sold blei-

ben sollten und auch den schon gefälligen nicht richtig bezahlt erhielten. Um sie nur einigermaßen zu befriedigen, theilte er die von Don Heinrich erhaltenen Summen unter sie aus, in der Hoffnung, daß der König nicht nur ihn selbst entschädigen, sondern auch die armen Soldaten belohnen würde.

Er reiste von Saumur ab, mit dem festen Vorsatz, bei Hof so laut als möglich gegen die Finanzräthe und zu Gunsten seiner Soldaten zu sprechen. Vorher befriedigte er alle aus seinen Mitteln, machte große Hoffnungen für den künftigen Feldzug, und erhielt von jedem Abgehenden das Versprechen, mit dem Frühjahr wieder zu erscheinen. Einige Compagnien ließ er beisammen bleiben, um keine Gelegenheit zu versäumen, die Angelegenheiten des Königs zu betreiben und die Feinde zu verhindern, irgend etwas zu unternehmen.

Der Eilbote, welcher ihm voraus gegangen war, sagte dem König, als er ihm Rechenschaft von seiner Reise ablegte: Der Connetable hat euern Befehlen, gnädiger Herr, Folge geleistet,

und die Truppen sogleich verabschiedet; aber auch seine Unzufriedenheit nicht verhehlt, daß ich kein Geld zu ihrer Bezahlung mitbrachte. Er sagte, man müsse entweder gar keine Soldaten in Dienste nehmen, oder ihnen die gemachten Versprechungen halten; es sei keine gute Wirthschaft, sie Mangel leiden zu lassen und dadurch zu zwingen, das Land zu plündern und das arme Volk zu drücken — und eine Ungerechtigkeit, Leute nicht zu belohnen, die ihr Leben täglich für die Ruhe und den Ruhm des Staats aussetzen müßten, während die königlichen Pächter ungestraft das öffentliche Vermögen an sich zögen, um die Verschwendung und den Glanz ihrer Häuser zu erhalten. Dieß wäre keine Art Krieg zu führen nicht, und wenn man fernerhin nicht andere Maßregeln ergriffe: so würde er sich bei dem König bedanken, seinen Degen zurückgeben und wieder nach Spanien gehen. Damit dürfe man sich gar nicht entschuldigen, daß der König kein Geld habe; denn wenn es denen, die seine Finanzen mißbrauchten, fehle, würde man gewiß welches auftreiben können. Und nun

erzählte der Bothe noch, wie der Connetable, um die unzufriedenen Soldaten zu befriedigen, freigebig das aus Castilien erhaltene Geld unter sie vertheilt habe.

Der König hatte sich während dieser Erzählung auf seinen Liebling unter den Hofleuten, den Bureau de la Riviere, gelehnt. Zu diesem sagte er jetzt: Bureau, ich muß wohl dem Guesclin meinen Geldkasten eröffnen, wenn er nicht meinen Dienst und mein Reich verlassen soll.

Ihr habt Recht, Sire, antwortete Riviere; denn einen größern Verlust könntet ihr nicht erleiden, noch einen würdigern zu diesem Amte finden. Anstatt erst seine Vorschläge anzuhören, muß man ihm lieber gleich mit dem Erbieten zuvorkommen, alle seine Wünsche zu gewähren.

Der Connetable langte bestimmt zu der Zeit, wie er es versprochen hatte, am Hofe an. Alle Gassen waren voll Menschen, die herbei liefen, diesen großen Mann zu sehen. Er trug ein graues Kleid, wie ein gemeiner Soldat. Nachdem er in dem für ihn bestimmten Hause abgestiegen war, und sich in den Stand gesetzt hatte, dem König auf-

zuwarten, begab er sich, von mehreren seiner Waffengefährten begleitet, in das Hotel St. Pol. Bureau de la Riviere führte ihn in den Audienzsaal. Der König saß auf seinem Thron und empfieng den Connetable mit einem gnädigen Neigen des Kopfs. Dieser warf sich auf die Kniee nieder — aber der König hob ihn sogleich auf, umarmte ihn und sagte: Willkommen, mein lieber Freund! Ich liebe euch noch immer so, wie ich euch sonst liebte, und ich wäre der undankbarste Fürst von der Welt, wenn ich nach so vielen geleisteten Diensten euch nicht so lieb haben wollte, als mich selbst.

Ich habe nichts gethan, als meine Pflicht, antwortete der Connetable, und damit seyd ihr doch zufrieden?

Mehr als zu wohl, lieber Connetable. Ihr habt mit den wenigen Leuten, die ich euch gab, mehr gethan, als man nur erwarten konnte.

Das Gespräch verlor sich hierauf ins Allgemeine. Bertrand schenkte dem König ein goldenes Gefäß, als das Kostbarste unter den jüngst von Don Heinrich erhaltenen Sachen. Die Rä-

the des Königs, durch den zurückgekehrten Eilboten von Bertrands Mißvergnügen unterrichtet, und in Sorgen, er möchte sie bei dem König verklagen, hatten ihr möglichstes gethan, ihn dahin zu stimmen, dem Connetable nichts abzuschlagen. Jedoch der König beschloß, bei dieser Gelegenheit von der Offenherzigkeit desselben so viel nur möglich über die Verwaltung seiner Finanzen herauszubringen. Er klagte ihm also seine Verlegenheit, nicht so viel Geld aufbringen zu können, als nöthig wäre, sowohl um den schon gefälligen Sold zu bezahlen, noch ihm seine Vorschüsse wieder zu erstatten, und endlich für den künftigen Feldzug ein neues Heer auf die Beine zu bringen.

Und doch muß es geschafft werden, erwiederte unser Held; denn ehe man nicht Geld hat, darf man gar nicht von Werbungen sprechen. Bezahlt man die Soldaten nicht regelmäßig, so übertreten sie die Mannszucht und vernachlässigen den Dienst, und man hat eben so viele Räuber als Soldaten, und noch dazu solche, die man nicht strafen kann, weil es unmenschlich wäre,

einen Menschen zu strafen, der raubt, um sich vor dem Hungertode zu schützen.

Mehr als zwanzigtausend Franken kann ich euch jetzt nicht geben, sagte der König.

Was? zwanzigtausend Franken, rief Bertrand — die reichen noch zu keinem Frühstücke hin. Ich wundere mich sehr über den elenden Zustand Eurer Finanzen, und begreife nicht, wie ein weiser und mächtiger König kein Geld haben soll, zu einer Zeit, wo das Volk ihm ungeheure Summen bezahlt. Fast möchte ich vermuthen, daß nicht der zehnte Theil davon in die königlichen Cassen kömmt; und wenn das ist, so sollte man lieber den armen Leuten die Auflagen gar erlassen, damit sie nichts bezahlten und sich freuen könnten. Gefällt es Euch, Sire, mir Autorität zu geben, ich will gewiß Geld verschaffen. Vor allen Dingen müssen die Cammerbeamten gefragt werden, wo sie es hingebracht haben. Und soll denn der Clerus, als der erste Stand des Staats, nichts zu seiner Vertheidigung beitragen? Soll er allein im Ueberfluß schwimmen, während der Adel sein Vermögen verzehrt und sein Leben täg-

lich dem Tode aussetzt, und der arme Bauer ohne Rast und Ruhe arbeiten muß, um seine Steuern aufzubringen! Ja, wenn diese Herren ihre Güter zu Almosen verwendeten, da möchte man sie freisprechen. Sire! Eure Vorfahren nahmen die Einkünfte der großen Pfründen zum Unterhalt des Heeres; war es damals gerecht, warum jetzt nicht? Daran muß man sich nicht kehren, daß sie sich bei jeden Gülden, der ihnen abverlangt wird, hinter die Religion verschanzen und mit Ketzereien um sich werfen. — Ferner, warum sollen denn die Advocaten und Procuratoren nichts dazu geben? Sollen sie denn allein ruhig in ihren Häusern sitzen und von der öffentlichen Unordnung reich werden? — Das sind unschuldige und billige Mittel, Geld zu verschaffen, und wenn ich Erlaubniß hätte, ich wollte bald alle diese Beutel öffnen.

Dem König machte diese bretagnische Freimüthigkeit viele Freude, er brach aber die Unterredung ab, mit den Worten: Ich sehe immer mehr, daß ihr mich liebt; aber seid ruhig, es ist für alles gesorgt. — Wirklich wurde nach ei-

nigen Tagen Rechnungsabschluß mit dem Connetable gehalten. Er bekam alle seine Auslagen wieder, mußte sich aber gefallen lassen, daß die Summen abgezogen wurden, welche für ihn an den schwarzen Prinzen und Johann Chandos gezahlt worden waren.

Der Rest des Winters gieng unter Berathschlagungen hin. Der Connetable machte seine Entwürfe für den künftigen Feldzug, fertigte Befehle aus und bestimmte Saumur zum allgemeinen Versammlungsort der Truppen. Die Königin kam in dieser Zeit mit ihrem zweiten Sohn, Ludwig, Herzog von Orleans, nieder. Der Connetable und Ludwig Graf von Estampes wurden zu Gevattern gebeten. Im Augenblick, als der kleine Prinz die heilige Taufe empfangen sollte, zog der Connetable seinen Degen heraus, legte ihn auf die Hand des Kindes und sagte: Gnädiger Herr, ich schenke euch diesen Degen und lege ihn in eure Hand, mit der Bitte zu Gott, daß ihr ein eben so tapferer und braver Ritter werden möget, als je ein französischer König gewesen ist.

Zehntes Kapitel.

Die letzten Unternehmungen Bertrands in Poitou hatten die französischen Grenzen um vieles erweitert, und die Engländer genöthigt, sich auf Guyenne einzuschränken. Bei seiner Abreise nach Paris hatte er durch Zurücklassung guter Befehlshaber und geübter Truppen so gute Anstalten zur Erhaltung der eroberten Städte getroffen, daß sie nicht mehr daran denken konnten, wieder festen Fuß darinnen zu fassen; ja der Bretagner Carlonet, Befehlshaber in Roche Pozay, der unter Bertrand die Kunst zu siegen gelernt hatte, unternahm fast täglich Streifereien in die umliegenden Besitzungen der Engländer, oft bis an die Thore von Poitiers. Nicht selten vereinigten sich auch die Befehlshaber der benachbarten Plätze mit ihm.

Einst hatte der tapfere Johann Chandos erfahren, Carlonet wäre mit achtzig Lanzenknechten und achtzehn Bogenschützen im freien Felde. Sogleich rückte er an der Spitze von dreihundert Mann aus, ihn aufzusuchen. Carlonet hatte einige Beute gemacht, und war eben auf dem Heimweg nach seiner Feste, als er die Nachricht erhielt, daß Chandos ihn verfolge und im Begriff sei, über die Brücke bei Lusac zu gehen, die zwischen ihnen beiden lag. Er beschloß, die Gefangenen und die Beute vorauszuschicken, und dann zu versuchen, noch vor Chandos an die Brücke zu kommen, entweder um sie abzubrechen, oder sich im Nothfall so lange darauf zu vertheidigen, bis die Seinigen die Beute in Sicherheit gebracht und ihm Hülfe zugeführt hätten. Aber sie kamen beide zugleich auf derselben an, und es kam sogleich zum Gefecht. Carlonet hielt den Angriff der weit überlegenen Feinde unerschrocken aus. Bald aber von einer Menge Feinde umringt, fiel er nieder, und fünfe oder sechse stritten sich darum, wessen Gefangener er bleiben sollte. Endlich, um dem Streit ein Ende zu ma-

chen, beschlossen sie, ihn zu tödten. In diesem Augenblick drängte sich ein englischer Ritter, welcher ehemals sein Gefangener gewesen und durch die ihm angesetzte hohe Ranzion ruinirt worden war, zu ihm durch und sagte: Ich habe zu viel Ehre, um mich wegen der schlechten Behandlung, die ich von euch erlitt, in eurem jetzigen Zustande an euch zu rächen. Ohne Schande könnte ich euch das Leben nehmen; aber ich mache euch zu meinem Gefangenen, und ihr sollt von mir mehr Billigkeit und Sanftmuth erfahren, als ich von euch erfahren habe.

Chandos, obgleich von einem Pfeile leicht verwundet, war noch immer an der Spitze, in der Hoffnung, auch die übrigen Bretagner zu dem Schicksal ihres Anführers zu nöthigen. Indem stieß ihm einer von ihnen, im schwarzen Waffenrock mit silbernen Quasten, die Lanze durch die Rüstung tief in den Leib. Chandos rief aus: Ich bin des Todes! Sein Bruder, voll Verzweiflung, befahl, allen französischen Gefangenen die Köpfe abzuschlagen; aber der brave Connetable wollte es nicht zugeben und sagte: Sie haben als brave

Leute gehandelt, und selbst mein Tod ist ein Beweis ihrer Tapferkeit. Man brachte ihn nach Chauvigny, wo er nach wenigen Tagen an seiner Wunde starb. Der schwarze Ritter, welcher ihm dieselbe versetzte, glaubte man damals allgemein, sei Wilhelm Poitel gewesen.

Bei der Annäherung des Frühlings verließ unser Held Paris, und von mehreren Herren des Hofs und der Blüthe des Adels begleitet, rückte er wieder ins Feld. Er gieng über Orleans, durch Berry nach Saumur. Die Herzoge von Berry und Bourbon, die Grafen d'Alençon und du Perche, der Dauphin von Auvergne, die Grafe von St. Pol, Vendome, die Herrn von Sulty, Montayn, Beaujeu und andere vereinigten sich mit ihm. Seine Absicht war, die Engländer aus Limosin und einigen Plätzen in Auvergne, deren sie sich bemächtigt hatten, zu vertreiben. Zuerst rückte er vor die feste und wohlbesetzte Stadt Usez. Es wurden wiederholte Angriffe gemacht; aber Festungswerke und Besatzung waren so gut, daß vierzehn Tage vergiengen, ohne etwas auszurichten.

Nachdem er die Stadt sehr enge hatte einschließen lassen, machte er Streifzüge in die umliegende Gegend. Die Stadt la Mulac, das sehr feste Schloß Roche de Vauclere und andere Plätze wurden erobert, und hierauf die Belagerung von Usez mit neuer Lebhaftigkeit fortgesetzt, welche damit endigte, daß die Besatzung freien Abzug erhielt und Stadt und Schloß sich den Belagerern übergab.

Der Connetable gieng nun wieder an den Hof zurück. Auf Seiten der Engländer hatte während dieser glücklichen Unternehmungen der Franzosen der Herzog von Lancaster die Statthalterschaft von Guyenne übernommen, weil sein Bruder, der große und tapfere schwarze Prinz, dessen Wassersucht täglich überhand nahm, nach England zurückgegangen war.

Eilftes Kapitel.

Im Frühling des folgenden Jahres brachte der König in Erfahrung, daß der Herzog von Lancaster von seinem Vater zurückberufen, und der Graf von Pembrock an seine Stelle zum Statthalter von Guyenne ernannt worden sei. Dieser sollte bald darauf mit mehreren großen Schiffen nach Frankreich herüberkommen. Sogleich ließ der König seine und Don Heinrichs zu seinem Dienst bereit gehaltene castilianische Flotte in See gehen. Jene stand unter dem Befehl des Prinzen Ivain von Wales, eines unversöhnlichen Feindes der Engländer, dessen Vater der König Eduard, nachdem er ihm seines Fürstenthums beraubt, den Kopf hatte abschlagen lassen. Er kreuzte im Kanal hin und her, um die Engländer auf ihrer Ueberfahrt anzugreifen; aber sie entkamen ihm glück-

lich. Die castilianische Flotte dagegen hatte sich bei Rochelle gesetzt, und diese konnten sie nicht vermeiden. Die Spanier griffen sie am Abend vor Johannis im Jahr 1371 an, und erneuerten am folgenden Morgen den Angriff mit dem glücklichsten Erfolg. Die englischen Schiffe wurden entweder genommen oder in den Grund gebohrt, der Graf von Pembrock, Guichard d'Angle und die ganze Mannschaft gefangen.

Der König ließ dem Connetable, welcher sich eben in Anjou befand, sogleich Nachricht von diesem Vorfall geben, damit er davon, daß die englischen Besitzungen jetzt ohne Anführer waren, nach seiner Weisheit Nutzen ziehen könnte. Bertrand brach sogleich in Begleitung der tapfersten Ritter aus Frankreich und Bretagne, zusammen mit dreitausend schwer Gepanzerter, nach Poitou auf. Mont Morillon wurde mit Sturm eingenommen, und die ganze Besatzung verlor dabei das Leben; Chauvigny und Leusat ergaben sich durch Capitulation. Man näherte sich hierauf Poitiers; die Belagerung dieser großen Stadt wurde aber jetzt noch aufgeschoben, weil der Connetable die

Absicht hatte, im Einverständniß mit den Flotten, Rochelle zu Wasser und zu Land zu belagern. Um unterdessen, bis die dazu nöthigen Vorbereitungen getroffen wären, nicht müssig zu seyn, schickte er den Olivier von Clisson mit dreihundert Lanzenknechten vor Moncontour. Man war aber dort wohl gerüstet, und Clisson hatte das Mißvergnügen, die Seinigen bei drei oder vier Stürmen mit großem Verlust zurückgeschlagen zu sehen. Er meldete dem Connetable seine Lage, und bat, mit dem ganzen Heer zu ihm zu stoßen. Dieser brach sogleich auf, und wurde bei seiner Ankunft von Clisson unterrichtet, daß man sein und Clissons Wappenschild verkehrt an das Stadtthor gehängt habe, weil ein englischer Ritter von der Besatzung behaupte, der Connetable sei ihm noch eine Summe Gelds schuldig, worauf er die Obligation besitze. Nach langem Besinnen erinnerte sich Bertrand der Sache, und sagte zu Clisson: Es ist wahr, ein ehmals gefangener bretagnischer Ritter hat eine Anweisung auf meine Güter von mir, welche eine Summe Geld zu seiner Ranzion betraf. Ich

habe nicht wieder an diese Schuld gedacht, weil ich glaubte, der Mann, dem ich diesen kleinen Dienst erzeigte, würde Sorge für die Bezahlung getragen haben. Auf jeden Fall braucht sich der Engländer nicht an mein Wappenschild zu halten, da ich Güter besitze, auf welche er sich bezahlen lassen konnte, ohne mich auf eine solche Art zu beleidigen. Aber haltet mich für einen Schurken, wenn ich einen Bissen esse, bevor ich in der Stadt bin, und mir die Engländer den, der mir diesen Schimpf anthut, ausgeliefert haben. An dem Ort, wo er meinen Schild aufgehängt hat, will ich ihn auch hängen lassen.

Alle Ritter des Heers nahmen Theil an der Beleidigung ihres Connetables, und schwuren einmüthig, die gültigste Genugthuung dafür zu nehmen. Mit Anbruch des folgenden Tages wurde zum Sturm geblasen. Alles lief und stürzte sich in die Gräben. Man unterwühlte die Mauern, man stieg bis auf die letzten Sprossen der Leitern und kämpfte Mann gegen Mann mit den Feinden, die in den Schießscharten standen. Die Gefahr war groß, denn die Belagerten ver-

theidigten sich mit der größten Entschlossenheit; aber die Größe der Gefahr konnte die Helden, die unter ihrem Connetable fochten, nicht abschrecken, kein Widerstand sie zurücktreiben. Endlich wurde die Mauer erstiegen, alles niedergemacht oder gefangen, der unglückliche Verbrecher aber von dem Kriegsrath zu der Strafe verurtheilt, die ihm der Connetable gedroht hatte.

Die Einnahme von Moncontour setzte ganz Guyenne und besonders Poitiers in Schrecken. Die Einwohner dieser Stadt schickten einen Eilboten an ihren Befehlshaber Thomas Percy, Seneschall von Poitou, mit der Bitte, das Land durch seine Gegenwart zu beruhigen, wenn er nicht die unangenehme Nachricht haben wollte, daß es der Connetable ganz erobert hätte. Der Connetable unterrichtet, daß Percy auf dem Wege sei, die Angelegenheiten seines Königs aufrecht zu erhalten, nahm sich vor, ihn auf dem Marsche anzugreifen, um, wenn er ihn schlagen könnte, dadurch auch die Uebergabe der Stadt zu bewirken. Ohngeachtet seiner Aufmerksamkeit gelang es aber sowohl dem Percy als dem Johann d'Evreux,

glücklich nach Poitiers zu kommen. Jetzt nahm der Connetable die Einladung des Herzogs von Berry an, welcher ihn bitten ließ, mit seinem Heer in dem Lager vor St. Severe in Limosin zu ihm zu stoßen, in welcher Stadt er den Wilhelm Percy, Bruder des Seneschalls, belagert hielt. Man brach sogleich auf, nahm auf dem Marsche einige Schlösser weg, und kam glücklich im Lager an. Hier fand der Connetable die Herzoge von Berry und Bourbon, den Grafen von la Marche und den Sire von la Tour, die sich zu dieser Belagerung vereinigt hatten. Wenige Tage darauf erschien auch der Herzog von Bourgogne in Begleitung des sämmtlichen Adels seines Landes, unter Anführung des Guido von la Tremouille. Das ganze Heer belief sich nun auf viertausend schwer Gepanzerte, ohne die Pfeilschützen.

Die Stadt war außerordentlich befestigt und mit den besten Truppen der Engländer besetzt. Der Befehlshaber, Wilhelm Percy, war ein Mann von großen Fähigkeiten, und die beiden mit ihm in der Stadt befindlichen Hauptleute, Richard

Gille und Richard Horme hatten durch ihre Streifzüge und Erpressungen seit langer Zeit ganz Limosin in Furcht und Schrecken gesetzt.

Der Connetable ließ die Engländer im Namen seines Königs durch einen Herold auffordern, ihm die Stadt zu übergeben; aber sie ließen spöttisch zurücksagen, er möchte nur erst ihre Mauern und Gräben besehen, und ihnen dann wissen lassen, was er davon denke. Bertrand begab sich auf diese Antwort in Begleitung des Olivier von Clisson und des Marschalls von Sancerre ganz nahe an die Stadt, und rief den Bogenschützen, die auf den Mauern standen, zu, nicht zu schießen, als wären es seine eigenen Soldaten.

Nein, nein! antworteten sie ihm, man soll nicht auf euch schießen, geht nur getrost um die Stadt herum.

Als er hierauf die Stadt umritt und die Festungswerke besah, riefen sie ihm zu: Nun, sind unsre Gräben tief und breit genug? Sind unsre Thürme gut zu beschießen?

Es kömmt alles darauf an, sagte der Connetable, wie ihr euch darinnen vertheidigt; — je nachdem die Besatzung ist, macht sie eine gute Festung schlecht und eine schlechte gut.

Wir haben uns entschlossen, antworteten die Engländer, diese Festung eben so gut zu vertheidigen, als sie uns vertheidigt, und diese Gräben mit den Leichen der Franzosen anzufüllen.

An einem andern Orte rief man ihm von der Mauer zu: Messire Bertrand, solche Festungen, wie diese, nimmt man nicht ein, wäre man auch Connetable von Frankreich — eure Leitern sind zu kurz und unsre Mauern zu hoch.

Desto mehr Ehre für den, erwiederte Bertrand, der euch in vier Tagen zur Uebergabe zwänge. Indessen lebt wohl, und seid versichert, daß wir euch Nachricht von uns geben werden.

Es wurde nun Kriegsrath gehalten und nach mancherlei Vorschlägen endlich beschlossen, wenn die Stadt nochmals aufgefordert worden sei, einen Angriff zu machen. Die Aufforderung geschah, jedoch, wie man vorhergesehen hatte, ver-

gebens. Am folgenden Morgen weckte das Schmettern der Trompeten die schlafenden Krieger. Sie sprangen auf und ordneten sich unter ihre Fahnen, die Fürsten und Ritter standen bei ihren Pannieren, und der Glanz der eben aufgehenden Sonne schien einen Tag des Triumphs zu verkündigen. Muthig zog man gegen die Stadt. Es würde ein Angriff gemacht und von beiden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten. Die Anführer der Belagerer beschlossen, die Truppen einen Tag ausruhen zu lassen, als ein unerwarteter Zufall der ganzen Unternehmung eine andere Wendung gab. Vierzehn oder funfzehn Franzosen und Bretagner gehen gegen Mittag aus bloßer Verwegenheit bis an den äußersten Rand des Stadtgrabens, weil sie unter ihren guten Rüstungen den Pfeilen der Belagerten wohl Trotz bieten konnten. Einer derselben läßt unversehens seine Streitaxt in den Graben fallen. Um sie wieder zu erhalten, ließ sich einer von dem andern halten, bis der, welcher sie verloren hatte, hinunter kam. Als sie aber wieder heraufsteigen wollten, war die Mauer zu steil. Sie riefen al-

so denen, die noch oben standen zu, eine Leiter zu holen, damit sie nicht von den Engländern gefangen würden. Kaum hatte man es im Lager erfahren, als man mit Leitern herbeilief, ihnen aus der Noth zu helfen. Die Engländer ließen alles ruhig geschehen, in der Hoffnung, alle die in den Graben kämen, zu Gefangenen zu machen. Diese, als sie die erste Leiter erhalten hatten und sie anlehnten, um daran hinauf zu steigen, bemerkten, daß sie gerade lang genug sei, die Höhe der gegenüber liegenden Stadtmauer damit zu erreichen. Gedacht, gethan; sie ergreifen die ihnen gebrachten Leitern und steigen an den Stadtmauern hinauf. Die andern, welche noch oben am Graben standen, als sie die Ihrigen mit den Engländern in den Schießscharten handgemein sahen, stürzten sich ihnen in den Graben nach und gleichfalls an den Mauern hinauf, immer mehrere, die aus dem Lager herbei kamen, folgten, und endlich that das ganze Heer ein Gleiches. Jetzt erst merkten die Belagerten, daß es ernstlich gemeint sei. In größter Eile trafen sie die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung;

aber der Angriff war so heftig und unerwartet, daß die Mauer bald erstiegen, die Besatzung theils niedergemacht, theils gefangen, die Stadt aber geplündert wurde.

Zwölftes Kapitel.

Am nächsten Abend nach der Eroberung von St. Severe kam ein Eilbote von Poitiers, mit Briefen der reichsten Einwohner an den Connetable, in welchen sie ihn baten, nach Poitou zu kommen, denn sie wären bereit, ihm die Stadt für den König von Frankreich zu übergeben. Als nämlich Johann d'Evreux und Thomas Percy gewiß erfahren hatten, daß die Franzosen St. Severe belagerten und der Connetable auf dem Weg wäre, diese Unternehmung zu leiten, verließen sie Poitiers, wohin sie sich zur Sicherheit dieser Stadt nach der Einnahme von Moncontour begeben hatten, um in Vereinigung mit dem Captal von Buch an der Spitze von zweitausend Mann St. Severe zu entsetzen. Die Verwaltung von Poitiers überließ Percy bei seiner Abreise dem Maire der Stadt, Johann

Regnaut, dessen Freundschaft für die Engländer er kannte. Aber kaum sahen die Einwohner den Befehlshaber ihrer Stadt abwesend, und daß er alle Engländer mit sich genommen hatte: so wurden sie einig, sich an den König zu ergeben, und deswegen einen Eilboten an den Connetable zu schicken. Dieser beschloß, sogleich dahin abzugehen. Er wählte dreihundert schwer Gepanzerte aus, die am besten beritten waren, und befahl ihnen, sich in einer Stunde marschfertig zu halten. Während dem wußte er sehr geschickt das Gerede in Gang zu bringen, als sei er im Begriff, das Heer des Captals auf dem Marsche zu beunruhigen. Der Vicomte von Rohan und Olivier von Clisson begleiteten ihn, der Marschall von Sancerre erhielt den Auftrag, Truppen nachzubringen. Wirklich gelang es ihm, die Spione der Engländer durch das Gerücht, er gehe dem Captal entgegen, über seine wahre Absicht zu täuschen. Die Engländer drängten sich auf die erhaltene Nachricht enge zusammen, um keinen Theil ihres Heers einem Angriff auszusetzen, und der Connetable zog ganz unbemerkt seines

Wegs. Zwar erhielt Percy durch einige gegen ihn wohlgesinnte Einwohner von Poitiers Nachricht von dem Anschlag der übrigen, und unverzüglich trennte er sich von dem Captal und kehrte wieder um; aber der schnelle Connetable hatte einen Nachtmarsch voraus. Schon mit Anbruch des folgenden Tages erschien er vor Poitiers, und mit Freuden wurde er in die Stadt gelassen Halb angekleidet stürzte sich das Volk auf die Gassen, und dankte Gott auf den Knien, endlich wieder Frankreich, dem geliebten Vater- und Mutterlande, anzugehören, und einen so tapfern Vertheidiger, als den Connetable, in seinen Mauern zu haben. Die Einwohner nannten ihn den Wiederhersteller ihrer Ruhe und ihrer Freiheit, und man führte ihn im Triumph in die Hauptkirche, wo ein feierliches Herr Gott dich loben wir angestimmt wurde.

Am folgenden Tag wurde auch das Schloß eingenommen. Kaum hatten die Bürger bemerkt, daß der Connetable nicht Truppen genug hatte, es anzugreifen, und zugleich die Stadt besetzt zu halten: so rannten sie nach Faschienen, Leitern

und Waffen, füllten die Gräben aus, und stiegen an den Mauern hinauf. Der Connetable, um diesen Eifer nicht unbenutzt zu lassen, stellte sich mit den andern Rittern an ihre Spitze, nahm noch hundert Mann von seinen Truppen dazu, und bald war das Schloß erobert. Es war unmöglich, die Engländer vor der Wuth des von ihnen vielfältig beleidigten Volks zu schützen, und nur mit Mühe rettete man den bei ihnen befindlichen Einwohnern das Leben.

Thomas Percy erschien wenige Stunden nach dem Connetable vor den Thoren von Poitiers, aber zu spät. Er versammelte die andern Ritter aus England und Poitou um sich, um ernstliche Maßregeln zu ergreifen, die Franzosen wieder aus dieser Stadt zu vertreiben, weil man leicht einsah, daß der Verlust derselben die Eroberung der ganzen Provinz nach sich ziehen würde. Als sich aber der Marschall von Sancerre mit dem Heere näherte, blieb ihnen nichts übrig, als sich zu trennen. Die aus Poitou gingen in ihre Heimath, die Engländer aber nach Nyort. Die Einwohner dieser Stadt, der fremden Herrschaft

müde, verschlossen ihre Thore, und wollten sie nicht einlassen, wurden aber überwunden und auf das grausamste behandelt. Der Bretagner Theobald du Pont, welchen der Connetable mit zweihundert Mann abgeschickt hatte, sie zu vertheidigen, kam zu spät.

Als unser Held in Erfahrung gebracht hatte, daß sich die Engländer getrennt hätten, besorgte er irgend eine große Unternehmung von ihnen, und besonders war ihm für Roche-Posay bange. Er schickte deswegen einen Eilboten an Carlonet, den Befehlshaber dieser Stadt, ihn von der ihm drohenden Gefahr zu unterrichten. Dieser hatte aber unterdessen schon erfahren, daß die Engländer, die ihn bedrohten, sich wieder zurückgezogen hätten, und nun war er sogleich darauf bedacht, seine Vertheidigungsanstalten zu einem Angriff zu gebrauchen. Mit weniger Mannschaft eroberte er durch eine gutausgeführte Kriegslist die benachbarte wohlbesetzte und sehr reiche Stadt Chatelleraut mit Sturm.

Auf der andern Seite belagerten die beiden

Ritter de Pons und Theobald du Pont, welche der Connetable mit dreihundert Lanzenknechten in die Gegend von Rochelle vorausgeschickt hatte, das an den Ufern der Charente gelegene sehr feste Schloß Soubise. Die Besitzerin desselben wandte sich in dieser Noth an ihren nahen Verwandten, den Captal von Buch, welcher nach Chandos Tod Connetable von Guyenne geworden war, und bat ihn, ihr zu Hülfe zu kommen. Dieser machte sich sogleich von St. Jean d'Angely, wo er sich aufhielt, mit zweitausend Mann auf den Weg, und es gelang ihm, die Belagerer zu überfallen, zu zerstreuen und den größten Theil derselben nebst ihren Anführern gefangenzu nehmen. Aber Yvain von Wales, welcher mit der französischen und castilianischen vereinigten Flotte vor Rochelle lag, hatte kaum von diesem Ueberfall gehört: so nahm er vierhundert Lanzenknechte von seinen Schiffen, stellte sich damit in einem Holze, wo der Captal vorbei mußte, in Schlachtordnung, und überfiel diesen, als er ankam, so unerwartet und so glücklich, daß er nicht allein die französischen Gefangenen wieder frei

machte, sondern auch den Feinden eine große Niederlage beibrachte, ja den Connetable selbst, den Thomas Percy und mehrere andere ihrer Anführer zu Gefangenen machte.

Dreizehntes Kapitel.

Nachdem der Connetable die gewisse Nachricht erhalten hatte, daß die beiden vereinigten Flotten unter dem Admiral von Castilien und dem Prinzen Yvain vor Rochelle lägen, brach er an der Spitze seines aus eilf- bis zwölftausend Mann bestehenden Heers in Gesellschaft der drei Herzoge und der andern oben erwähnten Anführer auf, die Stadt auch von der Landseite einzuschließen. Die Engländer, nicht vorbereitet, gegen ein solches Heer im offenen Felde Stand zu halten, verschlossen sich in ihre festen Plätze, den Connetable auf diese Weise aufzuhalten. Aber der erste dieser Plätze auf seinem Wege, St. Mairand, wurde alles Widerstandes ohngeachtet schon beim ersten Sturm erobert. Die beiden Schlösser Messe und Aulnay hatten gleiches Schicksal. Nun rück-

te man vor St Jean d'Angely, um das Schrecken und die Unordnung, welche über die Gefangenschaft des Captals von Buch dort entstanden seyn mußten, zu benutzen. Wirklich ergaben sich die Einwohner sogleich nach der ersten Aufforderung, und zwar unter den lautesten Freudenbezeugungen, von der englischen Herrschaft befreiet zu werden. Angouleme, Taillebourg und Xaintes folgten diesem Beispiel, und der tapfere Wilhelm von Fereconne, Befehlshaber in letzterer Stadt, mußte den Wünschen der Einwohner auch wider seinen Willen nachgeben.

Man kam nun immer näher an Rochelle. Bourneuf und der Thurm von Hersart, welcher nur zwei französische Meilen davon entfernt ist, wurden weggenommen und besetzt. In ersterem Orte nahmen der Connetable und die Prinzen ihr Quartier. Die Truppen wurden in die benachbarten Dörfer verlegt, und streiften bis an die Thore der Stadt. Den Befehlshabern der Flotte wurde aufgetragen, die Stadt enger einzuschließen. Sie rückten also immer näher mit der

Flotte, und die Soldaten fuhren in kleinen Barken bis an die Mauern.

Die Einwohner sahen sich nun in der Nothwendigkeit, entweder sich für die Franzosen zu erklären, oder eine harte Belagerung auszuhalten. Durch einen Friedensvertrag wider ihren Willen an England abgetreten, hatten sie das fremde Joch ungern und mit dem heimlichen Wunsche ertragen, einst wieder mit ihrem Vaterlande vereinigt zu werden. Jetzt, da sie die Erreichung dieses Wunsches möglich sahen, benahmen sie sich sehr klug, sie zu bewirken. In der Stadt lag ein Schloß, welches, seit die Engländer im Besitz derselben waren, gleichsam der Pfeiler ihrer Tyrannei geworden war. Gewöhnlich wurde es zum Gefängniß der widerspenstigen Bürger gebraucht, und man pflegte nur auf das Schloß zu zeigen, wenn man sie in Furcht jagen wollte. Jedermann wünschte es zerstört zu sehen, und Johann Cadorier, ein Mann von Ansehen, ein ächter Franzose und geschworner Feind der Engländer, der eben in diesem Jahre regie-

render Maire war, hatte fest beschlossen, sich desselben zu bemächtigen. Der Befehlshaber, Johann d'Evreux, als er aus der Stadt gegangen war, Poitiers und Sainte Severe zu unterstützen, hatte einen gewissen Philipp Mancel, einen braven Edelmann und tapferen Soldaten, der wegen seines Muthes und seiner Ergebenheit gegen das englische Interesse sein volles Vertrauen besaß, als seinen Stellvertreter zurückgelassen.

Diesen ließ Cadorier eines Tages zum Mittagsessen einladen, um sich über eine den König betreffende Angelegenheit zu besprechen. Mancel erschien ohne Argwohn, fand zehn oder zwölfe der vornehmsten Einwohner, und nahm die Schmeicheleien, mit welchen man ihn überhäufte, gutmüthig und verdachtlos auf. Nachdem der Wein die allgemeine Heiterkeit und Offenheit vermehrt hatte, holte der Maire einen mit dem großen Siegel des Königs Eduard versehenen Brief aus seinem Schreibtisch, legte ihn geheimnißvoll auseinander, und gab ihn dem Stadtschreiber, der wie die übrigen mit ihm einverstanden war, zum

Vorlesen, indem er hinzusetzte: diesen Brief habe ich gestern Abend erhalten, und er scheint mir so wichtig, daß ich ihn nicht auf dem Rathhause wollte vorlesen lassen, wo vielleicht mancher Franzosenfreund seyn könnte; deswegen habe ich diejenigen, von deren ächtbrittischen Gesinnungen ich überzeugt bin, hier zu mir gebeten, um einen gemeinschaftlichen Entschluß zu fassen.

Alle Anwesende lobten und billigten seine Klugheit, und Mancel insbesondere wußte sie nicht genug zu rühmen. Der Stadtschreiber nahm den Brief, und las nicht, was darin stand, denn es war ein alter, den der Maire irgend einmal erhalten hatte, sondern was man verabredet hatte, einen vorgeblichen Befehl des Königs, alle Waffenfähigen in der Stadt zu versammeln, in den Waffen zu üben, und auf jeden Fall bereit zu halten, auch ein Verzeichniß derselben zu verfertigen und nach London zu schicken.

Mancel ahnete nichts von dem Betrug, weil er nicht lesen konnte. Cadorier aber schlug ihm

vor, die Musterung zugleich mit der Besatzung des Schlosses und den Bürgern anzustellen, nicht allein, damit er das Commando führen könnte, sondern auch um die Soldaten zu Flügelleuten und zum Unterstecken zwischen die Bürger zu gebrauchen, damit die Uebungen besser von Statten gehen möchten. Die ganze Gesellschaft und besonders Mancel fand dieses sehr zweckmäßig, und man kam überein, gleich am nächsten Morgen eine solche Musterung anzustellen.

Zur bestimmten Stunde zog Mancel mit achtzig Mann aus dem Schlosse heraus auf den vor demselben gelegenen Waffenübungsplatz, wo die Bürgerschaft ihn erwartete. Am Rande des Schloßgrabens lagen einige alte zerfallene Mauern. Hinter diese hatte der Maire zweihundert seiner besten Leute versteckt, mit dem bestimmten Befehl, die Engländer, so bald sie aus dem Schlosse heraus wären, abzuschneiden, die Brücke zu besetzen, und auf jeden Fall sie nicht wieder hinein zu lassen.

Dieser Befehl wurde pünktlich ausgeführt, und zu gleicher Zeit richtete Cadorier mit der übrigen Bürgerschaft, die sich wohl auf zweitausend belief, die Waffen gegen die Engländer, welche sogleich um ihr Leben baten, und sich entwaffnen ließen. Im Schlosse waren ohngefähr zwanzig Soldaten und die Knechte zurückgeblieben. Diese, als sie aus den Fenstern bemerkten, was vorgieng, zogen die Brücke mit so großer Schnelligkeit auf, daß die Bürger nicht geschwind genug darauf kommen konnten. Um sie zur Uebergabe des Schlosses zu nöthigen, ließ der entschlossene Cadorier den Befehlshaber mit seinen Leuten gebunden, wie zum Tode verurtheilte Verbrecher, an die Brücke führen, und den Soldaten im Schlosse zurufen, sie möchten die Brücke herab lassen, wenn nicht dem Anführer und allen seinen Gefährten die Köpfe abgeschlagen werden sollten. Sogleich wurde das Schloß übergeben, der Maire ließ es von den Seinigen besetzen und die Engländer aus der Stadt bringen.

Hierauf benachrichtigte man den Connetable

von dem, was in der Stadt vorgefallen war, und er versprach der Deputation, die man an ihn abschicken wollte, sicheres Geleit. Am folgenden Morgen erschienen zwölfe der vornehmsten Einwohner in Bourneuf. Der Herzog von Berry gab ein prächtiges Gastmal. Nach demselben wurden sie in den versammelten Kriegsrath geführt. Der Wortführer der Deputation sagte: Das Unglück hat uns zu einem Opfer der Politik gemacht, welches zur Zeit der Noth den Engländern gebracht werden mußte. Unsere Verhältnisse machten uns zu Feinden der Franzosen, das Herz und die Natur aber zu Freunden und Brüdern derselben. So haben wir beständig in einer peinlichen Mitte zwischen natürlicher Neigung zum Vaterlande und der Pflicht des Gehorsams gegen einen aufgedrungenen Herren gestanden. Endlich ist der glückliche Augenblick gekommen, in den Schooß des Vaterlandes zurückzukehren; aber wir ergeben uns nur unter der Bedingung, daß Rochelle künftighin unter keinerlei Vorwand wieder von Frankreich getrennt wird.

Alle Anwesenden waren erfreut und gerührt. Der Herzog von Berry bezeugte den Deputirten im Namen der Versammlung die hohe Achtung, welche diese treue Vaterlandsliebe verdiente. Der Connetable versprach ihnen im Namen des Königs die Erfüllung ihrer Wünsche, die Zerstörung des Schlosses, und daß eine Münze in der Stadt angelegt werden dürfte. Die nöthigen Instrumente wurden sogleich ausgefertigt. Am folgenden Tag hielt unser Held seinen Einzug in der Stadt. Die ganze Bürgerschaft war in den Waffen. Man empfieng ihn auf einer Wiese vor der Stadt, alle Stände bezeugten ihm ihre Achtung. Man führte ihn in die Kirche, und dankte Gott durch einen feierlichen Lobgesang. Ueberhaupt wurde nichts vergessen, was zur Verherrlichung dieser glücklichen Begebenheit dienen konnte. Eine Gesandtschaft der Stadt begab sich bald darauf an den Hof und erneuerte dem König, der sie außerordentlich gnädig und mit der größten Freude empfieng, den Eid der alten Treue.

Während dem aber ganz Frankreich die Tri-

umphe unsers Helden feierte, wurde er selbst in Trauer versetzt. Der Tod seiner geliebten Theophania zerriß gewaltsam das heiligste und innigste Band seines Herzens, und seine gewohnte Heiterkeit gieng mit ihr zu Grabe.

Bertrand Du-Guesclin.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Nachdem der Connetable den Ueberresten seiner geliebten Theophania die letzten Pflichten erzeigt hatte, reiste er zunächst an den Hof, die Befehle des Königs über die Fortsetzung des Kriegs einzuholen, und hierauf ungesäumt wieder zu den Truppen nach Poitou.

Wilhelm von Paux, ein englischer Hauptmann aus der Grafschaft Foix gebürtig, und Befehlshaber in Benon, hatte sechs junge Soldaten aus Rochelle, die unter ihm dienten, aus Erbitterung darüber, daß ihre Vaterstadt freiwillig unter die französische Herrschaft zurückgekehrt war, grausam verstümmelt nach Rochelle zurückgeschickt. Ihren Mitbürgern ein Schauspiel des Schreckens, erregten sie in den Herzen aller Franzosen Haß und Abscheu gegen die Engländer, und der Conne-

table beschloß, zunächst Benon zu bestürmen, und obgleich diese Stadt sehr fest war, behauptete er doch, ein Mann, der solcher Grausamkeiten fähig wäre, wie der Befehlshaber derselben, könne keinen wahren Muth besitzen. Er selbst forderte denselben auf, sich zu ergeben; aber Paux antwortete trotzig: Wenn ihr überall so treue Unterthanen des Königs Eduard gefunden hättet, als in Benon, würdet ihr noch vor den Mauern der ersten englischen Festung liegen, und so lange er noch einen so tapfern Diener, wie mich, und eine so feste Stadt, wie diese, hat, sind seine Angelegenheiten in Poitou noch wohl bestellt.

Der Connetable entfernte sich und schwur, weder ihm noch seinen Leuten Gnade wiederfahren zu lassen, und für seine schändliche Grausamkeit Rache an ihm zu nehmen. In der folgenden Nacht ritten zwölf kühne englische Krieger aus der Stadt, überfielen die äußersten Wachen der Belagerer, warfen sie nieder und setzten Alles in Schrecken, weil man glaubte, es sei der Herzog von Lancaster mit einem Hülfscorps. Unter andern machten sie den Gottfried Payen, der seine Streitart

in den Graben von St. Severe hatte fallen lassen, zum Gefangenen, nachdem er von den Seinigen verlassen, und mit vielen Wunden bedeckt worden war. Sie schleppten ihn mit sich fort, als sie, um den anrückenden Franzosen zu entgehen, eilig nach der Stadt zurückkehrten. Gottfried, durch seine Wunden gehindert, ihnen zu folgen, bat sie, ihn jetzt nicht mitzunehmen, damit er seine Wunden könne verbinden lassen, und versprach, sich am nächsten Tag als ihr Gefangener in der Stadt einzustellen. Auf die Frage nach seinem Namen und seiner Würde, antwortete er ihnen: Ich heiße Gottfried Payen, bin ein geborner Bretagner, und führe dreißig Mann an unter dem Haufen des Olivier von Clisson.

So mußt du sterben, riefen ihm die Engländer zu, wenn du dem Verräther Clisson, unserm grausamsten Feinde, dienest. Sie versetzten ihm darauf noch so viele Wunden, daß er als todt liegen blieb, und jagten nun mit verhängtem Zügel nach der Stadt. Indem erschien Clisson selbst, sie zu verfolgen, hörte das Stöhnen des unglücklichen Payen, der sich aus dem Wege schleppte,

um zu sterben, erkannte ihn und verband seine Wunden. Der Sterbende sagte: Hütet euch, mein guter Herr, den Feinden in die Hände zu fallen, sie würden euch ohne Barmherzigkeit ermorden. Ich war ihr Gefangener nach gutem Kriegsrecht, und gegen ihr Wort haben sie mich so zugerichtet, wie ihr sehet, weil ich sagte, daß ich euch angehörte. Ich sterbe allzurühmlich, da mein Tod ein Zeichen ist, wie treu ich euch gedient habe. Noch einmal drückte er den traurenden Olivier an sich, und seine Seele entfloh. Dieser beweinte den Verlust eines so tapfern und treuen Freundes, bat Gott für das Heil seiner Seele, und schwur im ersten Gefühl des Schmerzes, um einen so tapfern Krieger würdig zu betrauern, binnen Jahr und Tag keinen Engländer auf Ranzion gefangen zu nehmen, sondern alle, die ihm in die Hände fallen würden, ohne Unterschied zu tödten.

Diese traurige Begebenheit erbitterte die Belagerer dergestalt, daß sie zwei Tage darauf mit der größten Wuth zum Sturme eilten. Ohngeachtet des tapfersten Widerstandes, drangen sie

doch, nachdem die Mauer an verschiedenen Orten geöffnet worden war, hinein, zuerst die Bretagner unter dem gewöhnlichen Geschrei: Mutter Gottes, Guesclin! Nun mußte sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben. Ohne Waffen, mit Stricken um den Hals, wurden sie herausgeführt. Clisson bat den Connetable, ihm diese Gefangenen zu überlassen, und erhielt sie ohne Bedingung, weil unser Held keine schlechte Absicht dabei vermuthete; aber man erzählt, Clisson habe die meisten mit eigener Hand getödtet.

Marans und Surgeres ergaben sich ohne Widerstand, und nun rückte der Connetable vor Fontenai le Comte, eine starke Festung, wo die Gemalin Johanns von Harpedanne, eines berühmten und tapferen Ritters, den Rest der im Lande noch befindlichen Engländer versammelt hatte. Nachdem der Connetable den Platz hatte umringen lassen, trat er ans Thor und verlangte den Befehlshaber zu sprechen. Die Dame erschien auf der Mauer so jung und schön, daß sie wohl alle ihre Feinde hätte in Liebhaber verwandeln mögen, und sagte: Eine neue Art des Kriegs, erlauchter

Connetable! ein Weib stellt sich in euren siegreichen Weg, das, nach der angebohrnen Furchtsamkeit ihres Geschlechts, euch nicht ohne Schrecken mit dem Degen in der Hand erblicken sollte; aber während ganz Europa in euch die Tapferkeit Alexanders, die Mäßigung der Scipionen und das Glück Cäsars zu finden glaubt, will ich zeigen, daß ihr auch noch Aehnlichkeit mit Cyrus habt, und versuchen an euch eine zweite Tomyris zu werden. Uebrigens wißt, daß ich euch nicht widerstehen würde, wenn ihr ein gewöhnlicher Mensch wäret, sondern eure Tugend erregt die meinige.

Das größte Glück, das mich treffen konnte, erwiederte unser Held, ist, gegen eine so liebenswürdige und großmüthige Feindin zu fechten, deren Ueberwindung mir mehr Ehre machen muß, als wenn ich die tapfersten Männer der Erde besiegte. Glaubt aber nicht der Tomyris ähnlich zu werden, denn Cyrus wurde mit Recht gestraft, sie als eine rechtmäßige Königin unterdrücken zu wollen; ich aber bin kein Usurpator, indem ich eure Festung verlange; denn ich thue es nicht für mich, sondern für den König, meinen Herren, dem sie nach

Recht und Gerechtigkeit gebührt. Ihr selbst werdet in der Uebergabe derselben mehr Vortheil finden, als wenn ihr sie vertheidigt.

Ich darf keinen andern Vortheil suchen, erwiederte die schöne Frau, als den Ruhm, meine Festung zu behaupten. Thut eure Pflicht, braver Guesclin, und seid überzeugt, daß ich die meinige thun werde.

Der Connetable traf nun die nothwendigen Anstalten. Es wurde mehrere Tage nach einander gestürmt, aber vergeblich. Endlich stellte die Besatzung der liebenswürdigen Befehlshaberin vor, sie habe nun genug widerstanden, und da sie die Festung doch in die Länge nicht würde behaupten können: so sei es ihre Pflicht, die Truppen auf glücklichere Gelegenheiten und sich und ihre Kinder ihrem Manne zu erhalten. Sie schickte nun einen Herold an unsern Helden und ließ ihm sagen: da es nun einmal das Unglück Englands wäre, seiner Tapferkeit überall weichen zu müssen, so wäre sie erbötig, ihm die Festung zu übergeben. Kapitulationspunkte wolle sie nicht vorschlagen; denn sie verlange nichts, als was der

tapfere Guesclin gegen eine Frau von ihrem Stande und ihrem Muthe für seine Pflicht halte. Der Connetable ließ sie hierauf nebst der Besatzung frei und ungehindert abziehen, und mitnehmen, was sie wollte, und bis an einen bestimmten Ort sicher geleiten. Den abgehenden Soldaten rief er zu, sie hätten diese billigen Bedingungen nur ihrer Befehlshaberin zu verdanken.

Zweites Kapitel.

Der reichste und mächtigste Herr in Poitou war der Vicomte von Thouars. Sein großer Reichthum, seine Tapferkeit, die feste Lage seiner Stadt, die Fruchtbarkeit seiner Besitzungen und seine standhafte Ergebenheit und Zuneigung gegen die Engländer machte, daß sich der Rest ihrer Parthei um ihn her versammelte, und ihre letzte Hoffnung auf ihn setzte. Seit langer Zeit rüstete er sich, eine Belagerung auszuhalten, weil er vermuthen konnte, daß der Connetable ihn nicht vorbeigehen würde. Wirklich hatte dieser vom Anfang des Feldzugs an die Wichtigkeit der Eroberung von Thouars eingesehen, weil dadurch das wichtigste, was in Poitou noch zu gewinnen war, gewonnen wurde. Jetzt nach der Eroberung von Fontenai le Comte rückte er nun davor. Er ließ

eine Menge Kanonen herbeikommen, und die Mauern damit beschießen; die nähern Nachrichten von dieser Belagerung sind aber nicht aufgezeichnet worden, sondern nur so viel, daß der Vicomte endlich gezwungen wurde, in Unterhandlungen zu treten. Vermöge derselben wurde festgesetzt, es sollte bis Michaelis zwischen dem Heer und der Stadt ein vollkommener Waffenstillstand statt finden, und erschiene bis dahin nicht der König von England oder einer seiner Prinzen in Person, die Stadt zu entsetzen, so wollten sich die Belagerten der französischen Herrschaft unterwerfen.

Der Vicomte wußte nämlich, daß in England große Zurüstungen gemacht wurden, um ein mächtiges Heer nach Frankreich überzusetzen. Der Connetable wünschte es auch, um durch eine einzige Hauptschlacht Alles wieder zu gewinnen, was Frankreich verloren hatte, und hoffte, daß die Nachricht von dem zwischen ihm und dem Vicomte von Thouars geschlossenen Vertrag die vorhabende Ueberfahrt noch mehr beschleunigen würde. Er hatte richtig gerechnet; denn kaum war die Nachricht davon nach London gekommen: so be-

fahl auch der König, die ganze nach Frankreich bestimmte Macht in Hampton zu versammeln. Sie bestand aus fünftausend schwer Gerüsteten und zehntausend Bogenschützen. Achthundert Kriegsschiffe von verschiedener Größe nahmen sie auf. Der König selbst, sein Enkel Richard von Bourdeaux, der Herzog von Lancaster, die Grafen von Salisbury, Warwik, Arundel, Suffolk und viele andere Grafen, Ritter und Edle, kurz, der blühendste Adel Englands war dabei. Eine so prächtige und mächtige Flotte war nie aus den Häfen dieses Landes gelaufen. Eduard sagte, indem er sein Reich verließ: Ich gehe nach Frankreich, entweder um Alles, was ich noch dort besitze, vollends zu verlieren, oder um wieder zu erobern, was ich verlor.

Ganz Guyenne rüstete sich unterdessen, dieses Heer zu verstärken. Der Herzog von Bretagne, der Schwiegersohn des Königs von England, hätte gerne die ganze Macht seines Landes versammelt, ihm bei dieser Gelegenheit seine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen, hätten nicht die vornehmsten Herren seines Landes, mit unserm Hel-

den in das Interesse von Frankreich verflochten, ihm ausdrücklich ihre Dienste für England verweigert. Karl von Navarra hielt sich auch fertig, wollte aber erst abwarten, für welche Parthei die Gunst des Glücks ihn bestimmen würde.

Der Connetable von allen Entwürfen der Engländer wohl unterrichtet, war von seiner Seite eifrig darauf bedacht, sie bestens zu empfangen. Die Festungen wurden in guten Vertheidigungszustand gesetzt, und allen seinen Waffenbrüdern, die nicht bei ihm waren, Befehl gegeben, auf die erste Nachricht von der Landung der Engländer vor Rochelle zu erscheinen. Die Herzoge von Berry, Anjou, Bourgogne und Bourbon versammelten alle ihre Truppen. Ueberall sprach man vom Krieg, und ganz Frankreich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, seine Feinde von dem größten Feldherrn der Zeit geschlagen zu sehen.

Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen, und alle gegenseitige Drohungen blieben ohne Erfolg. Länger als einen Monat mußte der König Eduard wegen gänzlicher Windstille in seinen

Häfen liegen bleiben, und als er endlich aus dem Canal gekommen war, und das Cap Finisterre umsegeln wollte, um in das bretagnische Meer zu kommen, erhob sich ein heftiger Landwind, der ihn so weit gegen Westen trieb, daß er gezwungen wurde, zuerst nach Irland und von da wieder auf seine Insel zurück zu gehen. Seine Getreuen in Frankreich warteten ängstlich auf Nachricht von ihm, Michaelis kam näher, und man schloß endlich aus der Richtung des Windes, daß er unmöglich zur Rettung von Thouars erscheinen könnte.

Unser Connetable erschien am Tage vor Michaelis an der Spitze eines Heers von sechzigtausend Mann im Angesichte der Festung, um dem König von England, wenn er ankäme, eine Schlacht zu liefern. Aber dieser und der folgende Tag vergiengen, ohne auch nur einen Engländer zu sehen. Nun schickte Bertrand einen Herold in die Stadt, sie zur Erfüllung des bewußten Vertrages aufzufordern. Der Vicomte und seine Vasallen entgegneten, sie wären bereit, ihr Versprechen zu halten, und durch schnellen Gehorsam zu beweisen, wie gerne sie sich wieder an Frankreichs

Unterthanen anschlössen; zugleich wünschten sie, dem Connetable und den Fürsten ihren Besuch machen zu dürfen. Dieses wurde ihnen gerne erlaubt, die Stadt in Besitz genommen, und dem Vicomte nebst seinen Getreuen angedeutet, nach Poitiers zu gehen, um dort den Eid der Treue mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu leisten.

Drittes Kapitel.

Mit dem Frühling des folgenden Jahres erschien der Connetable wieder im Felde; aber nur mit einem kleinen Corps, weil die Engländer ihm keine Truppen entgegenstellten. Er theilte es in drei Haufen. Den einen behielt er selbst, um Chisay zu belagern; den andern befehligten die Herren von Clisson, Laval und Rohan; den dritten Alain von Beaumont. Jene sollten La Rochesuryon, dieser Lusignan erobern.

Die Belagerung von Chisay zog sich in die Länge. Der Connetable nahm während derselben Monstreuil Bonnin mit Sturm ein; die Stürme auf Chisay aber wurden tapfer zurück geschlagen. Unterdessen erhielt Johann d'Evreux, Befehlshaber in Nyort, Nachricht von den Unternehmungen der Franzosen gegen die genannten drei Städ-

te. Sogleich brachte er in Eile so viele Mannschaft zusammen, als möglich war, um ihnen zu Hülfe zu kommen. In dem Kriegsrath, welcher gehalten wurde, behauptete Ludwig von Jaconvelle, ein prahlerischer, aber tapferer und erfahrner Krieger, man müsse zuerst den Connetable angreifen, weil er der schwächste an Mannschaft, und seine Niederlage zugleich ein Sieg über die andern beiden Kriegshaufen wäre. Es kam ihm dieses so leicht vor, daß er nicht nur einen gewissen Sieg, sondern auch die Gefangenschaft des Connetables versprach; ja er ließ in seinem Hause sogar Zimmer für denselben bereiten. Noch schlug er vor, den Soldaten Röcke von weißer Leinwand, vorne und hinten mit rothen Kreuzen bezeichnet, über ihre Waffen anziehen zu lassen, entweder um die Feinde durch diese neue Erscheinung zu schrecken, oder damit sich die Engländer im Gedränge besser erkennen möchten. Dem Johann d'Evreux gefielen diese Vorschläge gar sehr, und ihre Ausführung wurde beschlossen. Olivier von Clisson wurde durch seine Kundschafter zuerst davon unterrichtet, er gab sogleich dem Conne-

table und dieser dem Alain von Beaumont Nachricht davon.

Bald darauf erschien ein englischer Herold bei dem Connetable, ihm eine Schlacht anzubieten. Er antwortete ganz kalt: wenn es euch gelüstet, will ich euch diesen Zeitvertreib wohl machen. Dennoch konnte er eigentlich zu keinem Entschluß kommen. Vermöge eines gemessenen Befehls des Königs sollte er nichts wagen, wo der Erfolg zweifelhaft war, um ihn bei der kleinen Anzahl seiner Truppen keiner Gefahr auszusetzen. In dieser Verlegenheit versammelte er seine Hauptleute, ihre Meinung zu hören. Wider seine Erwartung riethen sie zum Gehorsam gegen die Befehle des Königs. So sollen wir also den Engländern den Ruhm lassen, rief er aus, vo ihnen, die wir so oft schlugen, die angebotene Schlacht nicht angenommen zu haben? O diese Weigerung ist schändlicher für uns, als eine Niederlage; weil man glauben wird, wir thäten aus Furcht, was wir aus Hochachtung gegen den König thun. Sein Befehl geht unstreitig nur dahin, daß wir uns nicht allzukühn wagen, nicht

aber schimpflich ausschlagen sollen, was uns angeboten wird. Uebrigens ist es auch unmöglich, die Stadt einzunehmen, so lange die Belagerer ihre Helfer in der Nähe sehen, und nur ein Sieg über diese setzt uns in den Besitz alles dessen, was uns noch in Poitou fehlt. Im Gegentheil aber, wenn wir geschlagen werden, folgt für den König kein beträchtlicher Verlust daraus. Laßt uns also nicht länger zaudern, den Antrag unsrer Feinde mit den Waffen in der Hand zu beantworten.

Alle Ritter und Herren gaben ihren Beifall, und man bereitete sich zur Schlacht. Der Connetable theilte sein kleines Heer in drei Haufen, die in einer Linie marschiren sollten. Den mittleren, welcher aus Freiwilligen bestand, führte er selbst, den einen Flügel befehligte Gottfried von Caërimel, den andern Alain von Beaumont. Und weil voraus zu sehen war, daß die Belagerten einen Ausfall ins Lager thun würden, den Ihrigen zu helfen, ließ er den Johann von Beaumont mit achtzig Mann darinnen, mit dem Befehl,

so lange in den Zelten versteckt zu bleiben, bis die Belagerten einen Ausfall machten.

Nachdem er hierauf die Pfähle hatte ausreissen, und die Gräben, mit welchen das Lager umgeben war, eben machen lassen, um die Truppen hinüber führen zu können, wendete er sich mit folgenden Worten an seine Krieger: Wohlan meine tapfern Cameraden, wir gehen in die Schlacht. Die Feinde, die es gewagt haben, sie euch anzubieten, sind noch die nämlichen, die ihr so oft in die Flucht geschlagen habt. Wenn ihr heute thut, was ihr anderwärts gethan habt, so werdet ihr auch heute siegen; zeigt ihr aber die geringste Schwäche, so werdet ihr auch an einem Tage euren durch lange Anstrengungen errungenen Ruhm verlieren. Heute, meine Gefährten, kommt es darauf an, euren Ruf, euer Vermögen, eure Eroberungen, die Ruhe eures Lebens, und was noch mehr ist, den Ruhm und die Ruhe eures Vaterlandes zu befestigen.

Mit freudiger Ungeduld verlangten die Krieger, den Feinden entgegen geführt zu werden, die sie schon lange in der nahe gelegenen Ebene

erwartet hatten. D' Evreux, als er sie endlich kommen sah, sagte zu den Seinigen: Die Bretagner haben viel Zeit gebraucht, ehe sie haben zu dem Entschluß kommen können, mit euch zu fechten; ohne Zweifel, weil sie ihre Schwäche erkennen. Denket an die Thaten eurer Vorfahren, an euren eignen Ruhm und daß ihr heute wieder gut machen sollt, was das Unglück unsers Volkes böse gemacht hat. Welche Schande für uns, wenn wir nicht einen vollkommenen Sieg davon trügen, da immer zwei von uns gegen einen Feind kommen. Bedenkt, daß ihr vielleicht heute Gelegenheit erhaltet, England von seinem furchtbarsten Feinde, vom Guesclin zu befreien, ihr mögt ihn nun tödten oder zum Gefangenen machen!

Diese letzten Worte erregten ein brennendes Verlangen, den Connetable gefangen zu nehmen. Mehrere verschworen sich dazu, andere thaten feierliche Gelübde ihn zu verwunden. Johann d' Evreux schickte zweihundert Mann, meistens Bretagner, voraus, die Schlacht anzufangen; allein diese, um nicht gegen ihre Freunde und

Landsleute fechten zu müssen, gaben ihnen ein Zeichen, daß sie übergehen wollten. Der Connetable nahm sie mit Freuden auf, und führte sie sogleich gegen die Engländer, wobei sie große Dienste thaten. Unterdessen kamen hundert Mann aus der Stadt, die Engländer zu unterstützen. Indem sie aber ganz unbesorgt durch das Lager marschirten, wurden sie von dem versteckten Beaumont unerwartet angegriffen und genöthiget, sich zu ergeben. Die beiden Heere kamen indessen vom Pfeilschuß zum Handgemenge. Die Tapferkeit unsers Helden übertraf sich selbst, und jeder Einzelne von den Seinigen, durch ihn aufgemuntert, that seine Pflicht. Bald mußten die Feinde zurück weichen, und wer nicht auf dem Platze blieb, gerieth in Gefangenschaft. Unter jenen befanden sich Ludwig von Jaconvelle, Richard von Mesnille, Wilhelm Urselle und Hampton, unter diesen Johann d' Evreux selbst und mehrere andere tapfere Ritter und Herren, einige tödtlich verwundet.

Chisay ergab sich nun, nach nochmaliger Aufforderung, sogleich auf Discretion. Die Be-

satzung wurde ohne Ranzion entlassen und mit freiem Geleit bis Bourdeaux versehen. Der Connetable befehligte unterdessen sogleich auf dem Schlachtfelde zweihundert Mann, sich auf die Pferde der gebliebenen und gefangenen Feinde zu setzen, ihre weißen Röcke mit den rotheu Kreuzen anzuziehen und vor Nyort zu rücken, ob man ihnen vielleicht als vermeintlichen Engländern die Thore öffnen würde. Dieser Einfall gelang glücklich, die Thore wurden ihnen geöffnet; aber kaum waren sie in der Stadt, so warfen sie die weissen Röcke von sich und verkündigten unter dem furchtbaren Geschrei: Mutter Gottes, Guesclin! die Niederlage der Engländer. Auf die Nachricht, daß der Connetable in wenigen Stunden selbst nachkommen würde, schickte man ihm eine Deputation mit den Schlüsseln der Stadt entgegen, ihm den Eid der Treue zu leisten, und noch am Abend desselben Tages, an welchem die Schlacht vorgefallen war, hielt er seinen siegreichen Einzug in dieser festen Stadt.

Nachdem sich die Truppen einige Tage erholt hatten, rückte man vor Lusignan. Die Be-

satzung übergab es alsbald durch Capitulation. Die Schlösser Chimay und Senzay folgten diesem Beispiel. In letzterem starb der tapfere Waffengefährte unsers Helden, der Ritter Carlonet, der vor Lusignan war verwundet worden. Im Fortgang dieser Eroberungen rückte der Connetable auch vor Castel Alard, wo sich die Gemalin des unter den Engländern berühmten und angesehenen, jetzt in Spanien gefangenen, Ritters Guichard d'Angle aufhielt. Diese ließ er, nachdem das Schloß umringt worden war, auffordern, es zu übergeben. Sie bat ihn darauf persönlich, sein Schwerdt nicht gegen eine wehrlose Frau zu ziehen. Er antwortete ihr: Ich achte euren Gemahl gar sehr, und es sollte mich freuen, wenn ich Gelegenheit fände, ihm einen Dienst zu erweisen. Befürchtet also nichts von meinen Waffen. Um es aber mit mehr Anstand und Sicherheit zu thun, schlage ich euch vor, nach Poitiers zum Herzog von Berry zu reisen, welcher jetzt Statthalter über Poitou ist. Er wird euch keine Fehlbitte thun lassen, und ich will unterdessen selbst euer Eigenthum bewahren.

Die Dame befolgte diesen Rath. Sie reiste nach Poitiers, wurde dem Herzog vorgestellt und bat ihn, dem Connetable zu befehlen, daß ihr Schloß und ihre Besitzungen verschont würden, weil sie in Abwesenheit ihres Mannes nicht über sein Eigenthum disponiren könnte. Dagegen versprach sie, für sich und die Ihrigen nichts zu thun, was den Franzosen zuwider wäre. Der Herzog gewährte ihre Bitte und der Connetable hob die Belagerung auf. Er reiste hierauf, nachdem er die Engländer aus ganz Poitou und Xaintonge vertrieben, für die Sicherheit der Städte und Festen durch Besatzungen und gute Befehlshaber gesorgt, und den Oberbefehl des Heeres in diesen Gegenden seinem nahen Verwandten, dem Bretagner Alain von Beaumont, übertragen hatte, an den Hof, um die Befehle des Königs für den unterdessen nöthig gewordenen Krieg in Bretagne zu holen.

Viertes Kapitel.

Der tapfere Johann von Montfort, Herzog von Bretagne, hatte während dem unglücklichen Laufe des Kriegs in Poitou für die Engländer nicht vergessen, welchen Dank er dem König von England schuldig war, und das Glück des ruhigen Besitzes seines Herzogthums hatte diese Gesinnung täglich in ihm erneuert. Seine Gemalin und die Engländer, welche um ihn waren, suchten ihn in dieser Gesinnung zu bestärken, und ermunterten ihn, sich öffentlich gegen Frankreich zu erklären, wie es seinem Interesse angemessen wäre. Sie stellten ihm vor, daß wenn die Engländer gänzlich aus Guyenne vertrieben wären, würde die Gräfin von Penthievre nicht unterlassen, ihre Ansprüche auf das Herzogthum wieder geltend zu machen, und dabei nicht vergebens

auf die Hülfe des Königs von Frankreich, des Herzogs von Anjou, ihres Schwiegersohnes und der mächtigsten Herren des Landes rechnen, die immer auf ihrer Seite gewesen wären. Dazu kam noch, daß er innig überzeugt war, dem König Eduard geschehe durch die Eroberungen des Connetables großes Unrecht, weil er die ihm weggenommenen Provinzen durch einen förmlichen Friedenstractat erhalten hätte.

Auf der andern Seite sah er sich aber außer Stand, Etwas zu unternehmen. Der König von England, sein Schwiegervater, war alt und verdrüßlich, die Franzosen überall glücklich und seine Bretagner ihm nicht treu und ergeben; denn seitdem der König Carl unsern Helden zum Connetable erhoben hatte, waren ihm die vornehmsten und tapfersten seiner Landsleute in den französischen Dienst gefolgt, und durch Belohnungen und Hoffnungen immer mehr daran gefesselt worden. Dazu kam noch, daß der Herzog dem König von Frankreich den Eid der Treue und die Huldigung geleistet hatte, welches ihn von allen Feindseligkeiten gegen Frankreich abhalten mußte,

weil man einen Hochverrath des Vasallen an dem Lehnsherrn hätte daraus folgern und seine Güter einziehen können.

Aber König Eduard, voll Verdruß über seinen vielfachen Verlust in Frankreich, hörte nicht auf, den Herzog anzutreiben, daß er mit den Waffen in der Hand für ihn auftreten möchte. Man suchte alle Gründe hervor, um ihn zu überzeugen, daß sein Interesse von dem Englischen nicht getrennt werden könnte.

Diese Unterhandlungen zwischen dem Herzog und den Engländern konnten jedoch nicht so sehr verheimlicht werden, daß der König von Frankreich nicht hätte Nachricht davon erhalten sollen. Sogleich ließ er die bretagnischen Herren davon unterrichten, mit dem Zusatz, daß es ohne Zweifel bei der ganzen Unternehmung mit darauf abgesehen sey, ihnen ihre Güter zu nehmen, um sich für ihre Anhänglichkeit an Frankreich zu rächen. Diese machten alsbald Lärm in den Städten und auf dem Lande, und beschlossen einmüthig, sich der festen Plätze zu versichern und die

Fremden daraus zu verjagen. Nun glaubte der Herzog, keine Zeit mehr verlieren zu dürfen, weil er besorgen mußte, seine Ritter und Vasallen würden ihn unter dem Vorwande, der englischen Herrschaft zu entgehen, vom Throne stoßen, um das Haus Penthievre wieder darauf zu erheben. Der König hatte ihm unterdessen melden lassen, er sei von seinem Benehmen ganz überrascht, und verlange, keinen Engländer mehr durch sein Land zu lassen. Der Herzog versprach es zwar, aber ohne deswegen seine geheimen Verbindungen mit England aufzugeben. Nun erschienen abermals Gesandte des Königs, ihn als Vasallen und Lehnsmann aufzufordern, persönlich und mit seiner ganzen Macht gegen die Feinde des Königs ins Feld zu ziehen. Der Herzog entschuldigte sich mit einem Artikel des Traktates von Bretigny, in welchem ausgemacht worden war, daß er niemals gezwungen werden sollte, sich gegen den König von England zu rüsten; man drang aber von französischer Seite demohngeachtet noch weiter in ihn, eine bestimmte und entscheidende Erklärung von sich zu geben. Während dem er

diese vermied, legte er in mehrere feste Plätze englische Besatzungen.

Auf die Nachricht davon bemächtigte sich der Graf von Laval der Stadt Rennes, der Vicomte von Rohan überrumpelte Vannes, und Robert von Guitée besetzte Dinan. Der Ritter Kermartin, einer von den Hofleuten des Herzogs, der stets um ihn war und vielen Antheil an den Geschäften hatte, nachdem er schon seit lange mit den unzufriedenen Herren in Verbindung gestanden und ihnen immer die nöthigen Nachrichten hatte zukommen lassen, trat jetzt öffentlich auf ihre Seite und übergab ihnen Kergouet, Carhair, Chateaublarc, im Gebiete von Morhair, und Chateaulin. Die Einwohner von Esneven, durch die Gewaltthätigkeiten einer englischen Besatzung gedrängt, schrieben an Robert von Guitée, und baten, sie davon zu befreien. Dieser erschien vor der Stadt, die Bürger öffneten ihm die Thore und die ganze Besatzung wurde niedergehauen.

Nach diesen Feindseligkeiten durften die bretagnischen Herren nichts gewisser erwarten, als

daß der Herzog ihnen ernstlich den Krieg erklären und dann Robert Knolles mit seiner ganzen Macht nach Bretagne rufen würde, wo es dann zu befürchten war, bei dieser Gelegenheit das ganze Herzogthum in die Hände der Engländer fallen zu sehen. Sie schickten daher Abgeordnete an den König, und baten ihn, den Connetable mit seinem Heer nach Bretagne rücken zu lassen. Dem König schien diese Gelegenheit sehr günstig, da er der Ergebenheit der meisten bretagnischen Herren so weit versichert war, um durch Eroberung des Herzogthums künftig einen bleibenden Einfluß in die Angelegenheiten desselben zu erhalten; und er beschloß, die an ihn gelangte Bitte zu gewähren.

Fünftes Kapitel.

Dem Connetable war der Antrag, mit dem Heer nach Bretagne zu gehen, sehr angenehm. Er freute sich, den ersten Schauplatz seines kriegerischen Lebens wieder zu betreten, um so mehr, da er bei diesem Krieg Gelegenheit fand, seinen alten Freunden zu dienen, die ihn zusammen und einzeln durch Abgeordnete und Briefe baten, sie von dem Einfluß der Engländer zu befreien; vor allen aber die Johanna von Blois, die in diesem Krieg eine geheime Hoffnung für sich und ihre Kinder fand. Ueber Pontorson rückte er im Sommer des Jahres 1373 in Bretagne ein. Der Herzog von Bourbon, die Grafen von Alençon und Perche, der Marschall von Sancerre, der Graf von Soissons, der Dauphin von Auvergne und andere waren in seiner Be-

gleitung. An den Grenzen der Normandie stießen noch der Vicomte von Rohan und die Herren von Rieux, Beaumanoir und Beaumont zu ihm. Nun gieng man über Bazouges und St. Aubin du Cormier nach Rennes, wo ihnen der Graf von Laval die Thore öffnete.

Der tapfere Herzog, der von seinen Zeitgenossen den Beinamen des Eroberers erhalten hatte, erschrak aber weder vor der Zahl noch der Furchtbarkeit seiner Feinde. Er versammelte von allen Seiten Truppen um sich, und stellte bald siebentausend schwer Bewaffnete, theils Engländer, theils Bretagner, ins Feld, die zum tapfersten Widerstand entschlossen waren. Seine treuesten Diener und Räthe widersetzten sich aber lebhaft diesem Vorhaben. Sie stellten ihm vor, er würde sich durch Widerstand die Macht des ganzen Königreichs auf den Hals ziehen und um sein Herzogthum bringen. England sei, nach den Niederlagen in Guyenne und nach der geringen Anzahl von Hülfstruppen, die man ihm geschickt habe, zu schließen, nicht im Stande, ihn hinreichend zu unterstützen. Gelange es ihm aber

auch, Hülfstruppen in Frankreich landen zu lassen: so geschehe es sicherlich nicht, um ihm sein Herzogthum zu erhalten, sondern um die verlorenen Besitzungen wieder zu erobern. Da also die Engländer nichts für ihn thun könnten, dürften sie auch nicht erwarten, daß er Etwas für sie thun sollte, zumal da er sich dadurch der Gefahr aussetze, wieder ein Unterthan des Hauses Penthievre zu werden — ein Unglück, eine Schande und Schmach, die nicht größer zu denken sei; denn er und die Seinigen würden von der Wittwe Carls von Blois, wenn sie wieder auf den Thron käme, alles nur mögliche Schlimme zu erwarten haben, was die Sorge für die Erhaltung ihrer wiedererlangten Herrschaft ihr eingeben könnte. Das Volk, noch immer von den guten Rechten derselben überzeugt, würde ihre Wiedereinsetzung als eine Wirkung der göttlichen Gerechtigkeit ansehen und nicht wieder von ihr lassen; die Politik der Engländer aber, die sich von jeher nur nach dem Glücke gerichtet hätte, ließ erwarten, daß sie sich dann seiner nicht mehr annehmen würden.

Obgleich der Herzog diese Rathschläge seiner treuesten Diener begriff, und er mehr als einmal den Entschluß äußerte, sie zu befolgen: so verwarf sie doch sein Herz, unfähig eine erlittene Beleidigung zu ertragen, immer wieder. Er hielt es für eine Befleckung seines Ruhms und seiner Ehre, der offenbaren Gewalt zu weichen, sich für einen König gegen einen andern zu erklären, mit dem er durch ein heiliges Band, durch alte und beständige Freundschaft verbunden war. Endlich aber schien es ihm ein schändliches und treuloses Verfahren von dem König von Frankreich, wenn er jene Streitigkeiten um den Thron von Bretagne wieder anfachen wollte, die durch den feierlich geschlossenen und beschworenen, von dem König selbst geleiteten Tractat zu Guerrande beigelegt worden waren.

Einige seiner Getreuen schickten unterdessen ohne sein Vorwissen Abgeordnete an den Connetable, und ließen ihn bitten, mit seinem Vorrücken nicht so sehr zu eilen, weil sie noch Hoffnung hätten, ihren Herrn zur Unterwerfung gegen den König zu bringen, und die Engländer

aus dem Lande zu entfernen. Unser Held aber, zweifelhaft, ob es wirklich so gemeint und nicht eine List darunter verborgen sei, eilte nun desto mehr.

Der Herzog setzte von Tage zu Tage sein Vertrauen mehr auf die aus England zu erwartende Hülfe, und entzog es seinen getreuesten Bretagnern endlich gänzlich, weil er sie im Verdacht hatte, sie wollten ihn mit seiner Familie an die Feinde ausliefern. Indessen landete der englische Ritter von Neufville mit viertausend schwer Gewaffneten und eintausend Bogenschützen zu St. Mahée. Das ganze Land wurde dadurch in Schrecken gesetzt, und der Haß gegen die Engländer allgemein. Demohngeachtet nahm der Herzog den Bretagnern die Befehlshaberstellen in den Städten, und legte eine neue Steuer auf das ganze Land. Darüber artete die allgemeine Unzufriedenheit endlich in öffentliche Empörung aus. Die Einnehmer der Steuern wurden erschlagen und an den König appellirt. Kein Engländer, der sich im offenen Felde blicken ließ, war des Lebens sicher, und sie mußten sich in die

Festungen zurückziehen. Bei dieser immer mehr um sich greifenden Unordnung entschloß sich der Herzog, theils um nicht in den Verdacht zu kommen, als sei er die Ursache alles Unglücks, theils um den Franzosen nicht in die Hände zu gerathen, sein Land zu verlassen. Seine Gemalin brachte er nach Aurai und übergab sie dem Schutz eines englischen Ritters, Johann Augustins, den er zum Befehlshaber dieser Festung machte. Zum Statthalter oder Generallieutenant seines Herzogthums ernannte er aber den Robert Knolles, und nun schiffte er sich zu Conquerneau nach England ein.

Sechstes Kapitel.

Der Connetable beschloß, die Abwesenheit des Herzogs zu benutzen und die Engländer aus den Städten, die ihnen von demselben anvertraut worden waren, zu vertreiben. Von Rennes gieng er nach Dinan, wo ihm sogleich die Thore geöffnet wurden. Nachdem er sich des Schlosses bemächtiget und Befehle zur Besetzung von Ploërmel, Jugon, Vannes und anderer Städte gegeben hatte, rückte er vor die starkbefestigte, dem Hause Montfort von jeher ergebene, Stadt Hennebon. Die Stärke der Besatzung und die Festigkeit der Mauern machten mehrere Angriffe vergeblich. Endlich hatte eine Mine eine hinreichende Oeffnung in die Mauer gemacht, und nun wurde glücklich gestürmt. Der Connetable, als er die Soldaten auf den Mauern sah, vom

Gefühl tiefen Mitleids für seine Landsleute ergriffen, drängte sich durch die Stürmenden, befahl ihnen, einzuhalten, und rief den Belagerten zu, ihn ein wenig anzuhören. Ein tiefes Schweigen entstand auf beiden Seiten, und der Held wendete sich mit folgenden Worten an die Einwohner der Stadt: „Heute fühle ich, daß ich so gut ein Bretagner bin wie ihr! O laßt uns, da wir einerlei Vaterland und dadurch den Beruf haben, uns aufrichtig und gegenseitig zu lieben, ferner keine Feinde seyn. Zwar habe ich eure Mauern bestürmt und mich derselben bemächtigt; aber nur, um euch die Ruhe und Freiheit wieder zu geben, welche die Engländer euch zu rauben suchen. Tretet aus dem Streite zurück, meine Landsleute, und zwingt mich nicht, euer Blut zu vergießen, das ich mit dem Verlust des meinigen erhalten möchte. Wer aber von euch diese natürlichen Empfindungen erstickt und sich mit den Waffen in der Hand betreten läßt, den werde ich nicht nach Kriegsrecht behandeln, sondern wie einen des Mitleids nicht mehr würdigen Verbrecher zum Hochgericht schicken."

Diese mit Theilnahme und Lebhaftigkeit ausgesprochenen Worte machten einen so tiefen Eindruck, daß die Einwohner sich augenblicklich aus dem Streit zurückzogen, die englische Besatzung aber ergab sich und wurde zu Kriegsgefangenen gemacht.

Von Hennebon rückte man gegen Kemperlé, welches sogleich im ersten Sturme, ohngeachtet des tapfern Widerstandes der Besatzung, erobert wurde. Der Vicomte von Rohan pflanzte zuerst sein Pannier auf die Mauer; die Herren von Beaumont und Beaumanoir waren die nächsten nach ihm. Man fand einen großen Vorrath an Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen.

Nun zog der Connetable vor Conquerneau, ein festes Schloß am Ufer des Meeres, dessen Mauern zur Zeit der Flut von den Wellen bespült wurden, bei der Ebbe aber konnte man trockenes Fußes darum herum kommen. Zu solcher Zeit ließ unser Held den Platz bestürmen, aber ohne Erfolg. Er stellte sich selbst an die Spitze der Stürmenden, ihren Muth zu beleben. Alain von Taillecol, genannt der Abt von Malepage,

hatte nach seiner Gewohnheit die Mauer mit außerordentlicher Kühnheit durchbrochen. Der Herzog von Bourbon rückte sogleich vor die Bresche, um in den Platz zu dringen. Sein Fahnenträger, welcher sich blind unter die Feinde stürzte, fiel todt zu seinen Füßen nieder; aber die Stürmenden drängten sich von allen Seiten ihm nach, und waren eben daran, die Belagerten zu besiegen, als die zurückkehrende Fluth sie zum Rückzug nöthigte. In der folgenden Nacht aber ergab sich die Besatzung durch Capitulation.

Die Einnahme von Conquerneau setzte alle übrigen noch in Bretagne befindlichen Engländer in Schrecken. Sie eilten nach Chateaulin, um sich von da in die Festung Brest zu werfen, welche damals für unbezwinglich gehalten wurde. Die Gemalin des Robert Knolles benutzte diese Gelegenheit, und machte sich unter zahlreicher Bedeckung auch dahin auf den Weg. Aber zwei tapfere Bretagner, Campson Peyhouet und Launay, als sie Nachricht davon erhalten hatten, riefen ihre Waffenbrüder zusammen, griffen die

Engländer eben so vorsichtig als glücklich an, überwältigten sie und schlugen sie in die Flucht. Die Gemalin des Knolles aber verließ unter dem Gewühle des Streits ihre Sänfte, bestieg einen Zelter und entkam glücklich auf lauter Schleichwegen über St. Mahée nach Brest. Die Bretagner machten reiche Beute und mehrere vornehme Gefangene.

Robert Knolles begab sich auf die Nachricht von dieser neuen Niederlage mit den Seinigen nach Derval, diese ihm eigenthümlich zugehörige Besitzung zu erhalten. In St. Mahée ließ er eine Besatzung zurück, welche aber bei Annäherung des Connetables die Stadt verließ und sich nach Brest zog. In dieser Stadt hatten Robert von Neufville und Mileborn den Oberbefehl. Unser Held, von der Wichtigkeit ihrer Einnahme zur Beendigung des Kriegs überzeugt, beschloß die Belagerung derselben, ohngeachtet Lage und Kunst sie außerordentlich fest machten, und die Engländer, wie er wußte, entschlossen waren, sie bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Auf die Nachricht, daß der Connetable zu einer förmlichen Belagerung von Brest entschlossen sei, eilte Knolles aus Derval herbei, und es gelang ihm, sich noch in die Stadt zu schleichen. Einige Stürme wurden tapfer zurückgeschlagen und man verwandelte nun die Belagerung in eine Blokade. Mangel an Lebensmitteln und die Unzufriedenheit der Einwohner nöthigte die Engländer bald zu einer Capitulation, in welcher sie sich verbindlich machten, die Stadt zu übergeben, wenn innerhalb sechs Wochen nicht ein Heer zum Entsatz erschiene, das stark genug wäre, dem Connetable im offenen Felde die Spitze zu bieten. Nachdem von beiden Seiten Geißeln gestellt worden waren, unternahm Olivier von Clisson die Belagerung von Rochesuryon, welches wieder in die Hände der Engländer gerathen war; der Herzog von Anjou aber ließ Derval umringen. Der Connetable selbst beschloß, diese Zwischenzeit zur Vertreibung der Engländer aus den beiden Inseln Jersey und Garnesey zu benutzen, weil sie ihnen bei ihren Unternehmungen gegen Bretagne als Waffenplätze und Vorrathshäuser

von großem Nutzen waren. Er setzte auf einigen Schiffen über, und belagerte zuerst das sehr feste, mit allen Nothwendigkeiten wohl versehene und von einer tapfern Besatzung vertheidigte Schloß Montorgueil. Nach mehreren Stürmen und glücklicher Untergrabung der Mauern wurde es zwar erobert; aber nun warf sich die Besatzung in den noch ganz unbeschädigten, wegen seiner Höhe und künstlichen Bauart unbezwinglichen Thurm. Ohngeachtet der Connetable selbst an einem glücklichen Erfolg zweifelte, ließ er doch die Besatzung auffordern; aber sie erwiederte: Der Anblick eines so sehr festen Thurmes müßte ihn schon vermuthen lassen, welche Antwort er zu erwarten hätte. Diese Mauern wären auch ohne Vertheidiger wohl schwerlich zu erobern, geschweige denn da so viele tapfere Männer entschlossen wären, sich darinnen bis auf den Tod zu wehren. Mehrere Angriffe wurden abgeschlagen; demohngeachtet versprachen die Belagerten sich zu ergeben, wenn bis Michaelis keine Hülfe aus England erschienen wäre. Zur Sicherheit ihres Versprechens gaben sie Geißeln und ver-

schafften dem Connetable Schiffe, sich mit seinem kleinen Heer, den Gefangenen und der auf der Insel gemachten ansehnlichen Beute wieder nach Bretagne überzusetzen.

Siebentes Kapitel.

Bei seiner Zurückkunft von dieser Expedition erfuhr der Connetable, daß die Engländer in Brest die Einwohner mit unglaublicher Grausamkeit behandelten, ja viele Landleute, die in ihre Hände gefallen wären, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters, ermordet hätten. Von Zorn und Mitleid durchdrungen, brach er sogleich mit seiner ganzen Macht dahin auf, diese Unmenschlichkeiten zu rächen. Die Feinde hatten sich aber so gut verschanzt, daß kein Angriff zu wagen war. Eben gieng die in der Capitulation mit der Besatzung von Brest bestimmte Zeit zu Ende, als unser Held einen Befehl des Königs erhielt, sich mit einigen seiner besten Befehlshaber sogleich nach der Picardie zu begeben, weil man erfahren hätte, daß die Herzoge von Lancaster und Bre-

tagne mit einem mächtigen englischen Heer in Calais landen sollten. Der Connetable machte sich sogleich auf den Weg. Vor Brest ließ er sechstausend Mann zurück unter Olivier von Clisson; seinen Marsch aber beschloß er über Kemper oder Quimper, Conquerneau und Hennebon zu nehmen, um einen Versuch auf Nantes zu machen. Noch während desselben erhielt er einen Eilboten von Clisson, mit der Nachricht, daß der Graf von Salisbury mit achtzig Schiffen auf Brest zulaufe, nachdem er das Schloß Montorgueil auf Jersey entsetzt habe. Der Connetable kehrte auf der Stelle um, und traf fast in derselben Stunde in seinem Lager bei Brest ein, als Salisbury landete. Am andern Morgen musterte er sein Heer, fand es aber nicht stark genug, die Engländer, die ihm wohl zweimal an Mannschaft überlegen waren, in ihren Verschanzungen anzugreifen; dagegen bot er ihnen eine Schlacht in der Heide vor der Stadt an. Weil aber der Graf Befehl hatte, wenn Brest entsetzt wäre, sich mit dem Herzog von Lancaster zu vereinigen, so wollte er nichts wagen. Endlich am siebenten

Tag ließ er dem Connetable durch einen Herold melden, wenn er ihn nicht noch an diesem Tag angriffe: so würde er am folgenden Morgen Hülfe in die Stadt schicken, denn an ihm solle es nicht liegen, eine Schlacht zu liefern. Wollte er aber keinen Angriff machen, möchte er den Belagerten ihre Geißeln zurückschicken.

Bertrand antwortete dem Herold: Ihr bringt uns eine gute Nachricht, denn es verlangt uns sehr, die Engländer einmal wieder mit dem Degen in der Hand zu sehen; aber sie selbst müssen kommen, uns den Streit anzubieten, denn ihre Stellung ist nicht dazu geeignet, daß wir kommen. Sagt ihnen also, sie sollten mit Freuden empfangen werden, wenn sie sich zu uns bemühen wollten, und vielleicht wäre an diesem Tage eben so viel Ruhm zu erwerben, als an irgend einem in diesem Krieg.

Als der Herold seinem Herrn diese Antwort überbracht hatte, schickte ihn der übermüthige Graf noch einmal an den Connetable und ließ sagen: Er und die Seinigen wären Seeleute, die keine Landequipage bei sich hätten und nicht ge-

wohnt wären, zu Fuße zu gehen; sie könnten also seine Wünsche nicht erfüllen. Wollte er ihnen aber Pferde schicken, so wären sie erbötig, ihn aufzusuchen, um sich über jeden Punkt der Capitulation mit ihm zu schlagen.

Unser Held war darüber erzürnt; aber er ließ die erste Hitze vorübergehen und sagte: Mein Freund! kehrt zu eurem Herrn zurück und sagt ihm, da er nicht im Stande wäre, mir eine Schlacht zu liefern, so hielte ich dafür, daß Stadt und Schloß Brest mir übergeben werden müßten. Er hat euch einen Scherz aufgetragen, für dessen Ueberbringung ich euch hängen lassen würde, wenn eure Pflicht des Gehorsams und mein Mitleiden euch nicht entschuldigten. Uebrigens seid versichert, daß ich euch keine Pferde schicken werde, und wenn ich es thäte, würde es euch viele Geißeln kosten.

Der Herold erwiederte, er habe nur seinen Auftrag ausgerichtet, und Befehl, die Geißeln zum zweitenmal zu verlangen, welche die Belagerten, ihm übergeben hätten — und dieses sei

um so gerechter, da er das Anerbieten einer Schlacht nicht angenommen habe.

Ich weiß, was ich thun werde, antwortete der Connetable, bringt nur meine Antwort eurem Herrn. Ein sonderbarer Einfall der Engländer, fuhr er zu denen, die um ihn standen, fort; sie wissen, daß sie der Stadt nicht anders zu Hülfe kommen können als durch eine Schlacht, sie wissen, daß kein großes Treffen ohne Reiterei statt finden kann, verlangen also die Pferde von uns, und da wir es ihnen natürlich abschlagen, so glauben sie der ganzen Sache quitt und ledig zu seyn. Es wundert mich, daß sie uns nicht eine Seeschlacht anbieten, weil sie Schiffe haben und wir keine.

Beide Heerführer waren noch unentschlossen, was sie thun sollten. Beide versammelten ihren Kriegsrath. In dem englischen behielt die Meinung die Oberhand, daß, da der Ort der Schlacht in den Artikeln der Capitulation nicht ausdrücklich bezeichnet worden wäre, und sie schon genug angeboten hätten, auch die Gesetze des Kriegs einem Anführer erlaubten, sich nicht aus

dem Vortheil zu geben: so müsse es ihnen erlaubt seyn, an dem Ort zu bleiben, der ihnen so günstig sei. In dem französischen Kriegsrath dagegen fand man nach der ganzen Lage der Dinge einen Angriff auf die englischen Verschanzungen sehr ungerathen, und man beschloß, ihnen die Festung zu überlassen. Der Graf von Salisbury zog am folgenden Tag in Brest ein, versah es mit Munition und Mannschaft und gieng dann wieder in See, weil er keinen Befehl hatte, tiefer in Bretagne einzudringen, sondern nur den Verlust von Brest zu verhüten.

Achtes Kapitel.

Nach dem Entsatz von Brest nahm der Connetable den Weg nach Nantes, Knolles aber gieng auf sein Schloß Derval. Dieses war unterdessen belagert worden, und der von Knolles zurückgelassene Befehlshaber, Jakob von Broce, hatte capitulirt, das Schloß zu übergeben, wenn binnen zwei Monaten nicht bedeutende Hülfe erschiene, und darauf Geißeln gestellt. Einige Franzosen lagen noch davor, um den Ablauf des bestimmten Termins zu erwarten. Knolles war gar nicht gemeint, die Capitulation zu halten, weil ohne seine besondere Erlaubniß und Zustimmung ein solches Versprechen gar nicht hätte gegeben werden können. Er ließ also den Franzosen sagen, er würde sie angreifen, wenn sie sich nicht zurückzögen.

Sie antworteten: Ob sie sich gleich vor seinen Drohungen nicht fürchteten, würden sie doch, um von ihrer Seite dem Vertrag nachzuleben, vor dem bestimmten Tag nichts unternehmen, alsdenn aber schon wissen, was sie zu thun hätten.

An diesem Tag ließ der Herzog von Anjou den Belagerten sagen, er sei zurückgekehrt, um die Erfüllung des geschlossenen Vertrags zu erwarten. Knolles aber blieb bei der vorigen Antwort, daß der in seiner Abwesenheit bestellte Befehlshaber keinesweges zu dem, was er versprochen habe, berechtigt gewesen wäre.

Der Herzog war in Verlegenheit, wozu er sich entschließen, und noch mehr, was er mit den von Broce ihm übergebenen Geißeln machen sollte. Sein vertrautester Freund, Garcias du Chastel, sagte ihm, nach der Strenge des Kriegsrechts sei er wohl berechtiget, sie tödten und die Strafe der Treulosigkeit des Knolles auf sie fallen zu lassen; edelmüthiger aber sei es, ihnen zu verzeihen, und sie als Gefangene zu behalten, da sie sonst keinen Antheil an dieser Begebenheit hätten. Doch der Herzog wollte sie ganz frei lassen, und gab dem

Garcias den Auftrag, es ihnen anzukündigen. Unglücklicherweise begegnete er von ohngefähr dem unversöhnlichsten Feind aller Engländer, dem rohen und grausamen Olivier von Clisson. Dieser bewog ihn, die Erfüllung seines Auftrags zu verschieben, bis er vorher mit dem Herzog gesprochen habe, und nun eilte er zu diesem und sagte: Gnädiger Herr, ihr befestiget unsere Feinde noch in ihrer Treulosigkeit, wenn ihr diese Geißeln ungestraft laßt; zeigt ihr aber durch Hinrichtung derselben Ernst und Strenge, so werden sie künftig ihre Verträge besser halten. Es ist eher schwach als großmüthig, Menschen zu verzeihen, die ihr Wort so ungerecht brechen, und man würde künftighin auf keine sichere Art mehr mit ihnen Krieg führen können. Wahrhaftig, gnädiger Herr, ich werde sogleich die Waffen des Königs niederlegen, wenn diesen Geißeln verziehen wird.

Der Herzog über diese Reden ganz erstaunt, antwortete: Messire Olivier, diese armen Edelleute dauerten mich; wenn aber ihr Tod nothwendig ist, so will ich nicht dagegen seyn. Ich überlasse sie euch, macht mit ihnen, was euch, als einem

rechtlichen und so verehrten Mann, das Billigste scheinen wird.

Garcias wagte es nicht, etwas zu diesem Gespräch zu sagen, da Clisson in sehr großem Ansehen stand, sich nothwendig gemacht hatte, und eben jetzt zum Obergeneral der Armee des Königs in Bretagne vorgeschlagen worden war, weil man den Connetable nach Picardie schicken wollte. Man wollte ihn durch eine abschlägige Antwort nicht erzürnen, und konnte nicht glauben, daß er die Absicht habe, diese Unglücklichen wirklich umbringen zu lassen.

Kaum aber hatte Olivier das Wort des Herzogs, so begab er sich nach dem Gefängnisse der Geißeln, es waren zwei englische Ritter und zwei Knappen, ließ den Scharfrichter kommen, und befahl ihm, sie an den Rand des Grabens zu führen. Hierauf verlangte er mit Robert Knolles zu sprechen. Dieser zeigte sich an einem Fenster des Schlosses, und Clisson rief ihm zu: Ob ihr gleich so wenig Ehre besitzt, daß ihr euch nicht scheuet, Treue und Glauben zu brechen, so halte ich euch doch noch nicht für niederträchtig genug, eure

Geißeln zu Opfern eurer Treulosigkeit zu machen. Jetzt ist es noch Zeit, entweder euch zu entschließen, und die Festung zu übergeben, die ihr nicht habt entsetzen können, oder eure Freunde zur Strafe für euer Verbrechen, an dem sie unschuldig und nur ihr schuldig seid, sterben zu sehen.

Es ist wahr, antwortete Knolles, die Edelleute, die ihr in eurer Gefangenschaft habt, sind meine Freunde, und gern wollte ich Alles hingeben, sie von eurer Unmenschlichkeit zu erretten; aber diese Freunde sind großmüthig, und es wird ihnen lieber seyn, zu sterben, als mich zu Etwas so Schändlichen zu zwingen, wie die Uebergabe meines Schlosses unter dem Vorwand eines null und nichtigen Vertrags seyn würde. Um sich an diesen Unschuldigen zu rächen, muß man so grausam seyn wie ihr, und den Namen eines Schlächters, welchen eure Grausamkeiten euch verschafft haben, verdienen. Bald werdet ihr das Vergnügen haben, diese Unglücklichen sterben zu sehen, die ihr so schändlich eurer Rache aufopfert; aber die Erinnerung dieser barbarischen That wird euch zu ewiger Qual gereichen. — Doch treibt eure Wuth

nur bis auf den höchsten Grad; aber seid versichert, die Köpfe der Gefangenen, die ich von euch besitze, sollen mir für die Köpfe meiner Freunde Bürgschaft leisten. Mit diesen Worten schloß er das Fenster zu und entfernte sich.

Aber Elisson befahl, die Hinrichtung sogleich zu vollziehen. Als sie vorbei war, erschien Knolles, ließ das Fenster, aus welchem er vorher gesprochen hatte, wegnehmen, zwei schmale Balken hinausstecken, Bretter darauf legen und so eine Art von Blutgerüste unmittelbar über dem Graben erbauen. Hierauf wurden vier französische Edelleute, die als Kriegsgefangene in Derval saßen, darauf geführt und ihnen die Köpfe abgeschlagen, daß sie nebst den Körpern von dieser Höhe in den Graben hinab stürzten, im Angesicht des von tiefem Mitleid ergriffenen Heeres der Belagerer. Kaum war dieses blutige Schauspiel geendigt, als man die Brücke des Schlosses niederlassen und das Thor öffnen sah. Hundert Mann von Wuth und Rache getrieben stürzten heraus, den Elisson anzugreifen. Er und die wenigen Compagnien, die um ihn waren, empfiengen die Fein-

de mit vieler Festigkeit; aber Clisson wurde so sehr verwundet, daß man ihn als todt in seine Wohnung trug, worauf die Feinde, in der Meinung, er sei wirklich geblieben, wieder in das Schloß zurückkehrten.

Der Herzog von Anjou hob nun die Belagerung auf, und gieng in Begleitung des Herzogs von Bourbon, des Grafen du Perche, des Vicomte von Rohan, des Marschalls von Blainville und anderer nach Angers. Dort fand sich auch der Connetable mit seinem Heere, nach der Unternehmung gegen Nantes, ein.

Neuntes Kapitel.

Als unser Held vor Nantes erschien, und die Thore verschlossen fand, verlangte er, sie ihm zu öffnen. Die Einwohner schickten ihm Deputirte entgegen, um zu fragen, aus welcher Ursache er es verlange; worauf er entgegnete: Der König hat mir befohlen, mich in seinem Namen des Herzogthums zu bemächtigen, weil der Herzog den Engländern Hülfe, Durchzug und Zuflucht verstattet, und gegen seine bei der Huldigung geleisteten Versprechungen einen Bund mit ihnen gemacht hat. Dadurch hat er sich der Untreue eines Vasallen und daher des Verfalls und der Einziehung seiner Länder, die er, wie er selbst eingeräumt, von dem König als Lehn besitzt, schuldig gemacht. Mir würde es sehr leid thun, einer Stadt, die ich so liebe, wie Nantes, hart begegnen zu müssen.

Die Abgeordneten dankten ihm für seine gütigen Gesinnungen, versicherten ihm die Liebe und Achtung aller ihrer Mitbürger, und baten bis auf den folgenden Tag um Bedenkzeit.

Wohl denn, antwortete der Connetable, gehet hin und gebt uns morgen früh wieder Nachricht von euch; aber sagt euren Mitbürgern, ich wäre entschlossen, nicht von Nantes zu gehen, ohne Herr der Stadt zu seyn.

Als sie in die Stadt zurückgekommen waren, versammelte man sich auf dem Rathhause, und nachdem alles wohl überlegt worden war, schickte man sie mit folgender Antwort wieder zu unserm Helden: Unsere Mitbürger sind über das, was ihr uns aufgetragen hattet, sehr erstaunt. Sie können nicht glauben, daß der König nach seine stets geäußerten Weisheit und Gerechtigkeit sie zwingen wolle, den Eid der Treue zu brechen, welchen dem Herzog zu leisten, er ihnen selbst befohlen hat. Noch weniger können sie sich überzeugen, daß ihr, selbst ein Bretagner und die Zierde eures Vaterlandes, die Absicht haben könnt, sie zur Unterwerfung gegen Fremde zu zwingen. Als ihr

vor einigen Jahren mit den Truppen des Königs in Bretagne erschient, waren aller Wünsche für euch, weil man in euch einen Beschützer gegen die habsüchtigen Gewaltthätigkeiten der Engländer erblickte. Nachdem ihr aber seitdem das Bestreben zu erkennen gegeben habt, uns unter Frankreichs Scepter zu bringen, haben sich alle jene Wünsche für euren Ruhm und euer uns so theures Leben in Verwünschungen, Haß und Schrecken verwandelt. Was eure Zumuthung betrifft, so hat sich die ganze Versammlung äußerst darüber verwundert; denn, wenn auch die vorgeblichen Vergehungen des Herzogs wahr sind, was haben sie mit der Forderung gemein, die ihr an uns thut? Wenn sein Betragen der französischen Regierung mißfällt, muß man uns deswegen zwingen, ihm ungehorsam zu werden? Je mehr ihr den Herzog drängt, je mehr werden wir uns bemühen, ihn aufrecht zu erhalten; je näher das Gewitter kömmt, das ihn treffen soll, je mehr wird es unsre Pflicht seyn, den Schlag mit ihm zu theilen. Und was hat man ihm denn eigentlich am Hof so übel ausgelegt? Er hat sich in sei-

den alten Bündnissen erhalten; aber fiel er etwa mit bewaffneter Hand in die Länder des Königs? Im Gegentheil, der vornehmste Adel unsers Landes ist ja mit euch, und also im französischen Dienst, zur Eroberung von Guyenne ausgezogen. — Wahr ist es, er hat den König von England nicht bekriegt; aber ist das ein Verbrechen? Sollte er diese natürliche und innige Verbindung zerreißen, da man selbst in einem Vertrag seine Neutralität vernünftiger fand, und also der Schwiegersohn den Vasallen aufwiegen sollte. Um jedoch dem König unsre Ergebenheit und euch unser Vertrauen zu beweisen, sind wir bereit, euch unsere Thore zu öffnen, und euch, jedoch als Freund und Landsmann und unter zwei Bedingungen, aufzunehmen. Einmal, daß es uns erlaubt sei, den Herzog ferner für unsern Herrn zu erkennen, wenn er wieder kommt, und wir unterdessen keinen andern annehmen müssen. Zweitens, daß die öffentlichen Abgaben bis zu Ende dem Kriegs weder dem König noch dem Herzog gehören sollen, sondern als ein Depositum in unsern Händen bleiben. Wollt ihr diese Bedingungen annehmen, so wer-

det ihr unsre Stadt mit Freude erfüllen, und wir werden euch als den Beschützer unsrer häuslichen Ruhe segnen; seid ihr aber nicht damit zufrieden, so müssen wir euch im Namen aller unsrer Mitbürger erklären, daß wir lieber sterben als eine Treulosigkeit an unserm Herrn begehen wollen.

Der Connetable, welcher sehr aufmerksam zugehört hatte, antwortete den Abgeordneten: Der König, dem ich diene, ist stets gerecht und weise, und weil eure Vorschläge vernünftig und dem König gewiß gefällig sind, so nehme ich sie an. Er hielt hierauf seinen Einzug in der Stadt, und wurde mit allgemeiner Zufriedenheit empfangen. Nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, gieng er nach Angers, und von da mit dem Herzog von Anjou zu dem König.

Zehntes Kapitel.

Am Hof erfuhr der Connetable, daß die Herzoge von Bretagne und Lancaster in Calais gelandet wären, ihre Truppen ausgeschifft und noch viele andere, durch die Hoffnung großer Beute, von allen Seiten an sich gezogen hätten. Der König hatte bereits Befehl gegeben, daß seine Truppen in Picardie und Champagne sich bereit halten sollten, auf den ersten Wink ins Feld zu rücken. Zu unserm Helden, nachdem er ihm zu denen in Bretagne aufs neue gesammelten Lorbeern Glück gewünscht hatte, sagte er: Es ist nicht genug, daß ihr die Feinde des Vaterlands aus Poitou, Guyenne und jenseits der Garonne verjagt habt; schützt nun auch mit eurem Schwerdt denjenigen Theil des Königreichs, welchen der neue Angriff der Feinde mit furchtbaren Leiden bedroht. —

Dieser Ruhm ist euch aufbewahrt, und wir erwarten diesen großen Dienst von eurer Tapferkeit, eurer Erfahrung und Liebe.

Der Held versicherte dem König, ihm in allem genau zu gehorchen, und daß er sich mit der Hoffnung schmeichle, die Feinde von allen weitern Fortschritten abzuhalten. Er war eben im Begriff, zum Heere abzugehen, als der König am achten August folgenden Fehdebrief von dem Herzog von Bretagne erhielt:

„Meinem sehr lieben Herrn, dem Könige von Frankreich.

Sire, Carl von Frankreich, der ihr euch für einen Oberherrn meines Herzogthums Bretagne ausrufet. Es ist wohl bekannt, daß ich von der Zeit an, da ich der Krone Frankreich durch Huldigungspflicht verbunden bin, euch und allen andern, denen sie zugehört hat, alle meine Schuldigkeit gegen dieselbe erwiesen habe. Dem ohngeachtet habt ihr, ohne Untersuchung der Sache, nur durch übereiltes Rechtsverfahren, auf euren Befehl und Antrieb, unter eurem Connetable eure ganze Kriegsmacht in mein Her-

zogthum Bretagne eindringen lassen, welche meine Städte, Schlösser und Festungen weggenommen, Leute gefangen, einige davon mit Lösegeld belegt, andere getödtet und mir allenthalben Beschimpfungen, großen und unersetzlichen Schaden zugezogen. Dadurch nun habt ihr euch, mit Wissen und Vorbedacht, ungescheut und aus freiem Willen, öffentlich als meinen Feind erwiesen, und euch vorgenommen, mich und meinen Staat umzustürzen und zu verderben. Weil ihr mir auch die mir schuldigen Länder zu gewisser Zeit, durch Brief und Siegel oder auf andere Art nicht wieder herausgegeben habt, darum ich euch zu verschiedenen malen mit großen Kosten und Gesandtschaftsaufwand ersucht habe; mithin auch ohne alle meine Schuld und wider mein Vaterland begangenes Verbrechen zurückgewiesen, und außer alle Pflicht, Treue und Gehorsam gegen gedachte Krone gesetzet: so thue ich euch hiermit zu wissen, daß in Ansehung ermeldter Dinge, und vieler andern mir erwiesenen Beleidigungen, ich, durch eure Schuld, mich von aller Treue und Huldigungspflicht gegen die Krone Frankreich ledig und

entbunden erachte, mich auch von allem Gehorsam und Unterthänigkeit gegen besagte Krone, in Ansehung eurer oder der Krone selbst, frei und los mache. Wie ich euch denn für meinen Feind halte und erkenne, und ihr euch nicht wundern dürft, wenn ich euch und eurem Vaterlande Schaden zufüge, und mich dadurch für die großen mir zugefügten Beleidigungen, Schimpf und Schaden räche. Der Herzog von Bretagne, Graf von Montfort und von Richemont mit eigner Hand unterschrieben."

Der König schickte den Herold mit der mündlichen Antwort zurück: Sein Herr, der Herzog, habe diese Erklärung nicht nöthig gehabt; denn sein Haß und seine bösen Absichten wären schon aus seinem zeitherigen Betragen hinreichend zu erkennen gewesen.

Schon hatte das feindliche, wohl sechzigtausend Mann starke Heer einige kleine Vortheile in Picardie und Artois errungen, als der Connetable erschien, und sie durch geschickte Märsche dergestalt hin und her zog, daß sie nichts unternehmen, und weder eine Stadt einnehmen, noch

eine Schlacht liefern konnten. Endlich nahm die Hungersnoth bei ihrem Heer überhand, und kaum hatte man noch Brod genug. Alle Straßen waren mit Soldaten bedeckt, die vor Hunger und Müdigkeit nicht mehr fort konnten, und überall liefen verlassene Pferde herum. Dazu kam noch, daß die Anführer sich veruneinigten. Der Herzog von Lancaster verlangte von dem Herzog von Bretagne, das Heer mit Lebensmitteln und Geld zu versehen, weil es nur um seinetwillen und zu seiner Hülfe nach Frankreich gekommen wäre; dieser dagegen behauptete, die Wiedereroberung von Guyenne und der andern englischen Besitzungen in Frankreich sei die Hauptabsicht dieses Feldzugs gewesen, und die Rücksicht auf ihn habe nur sehr geringen Antheil daran gehabt. Ueber diese Zwistigkeiten trennten sie sich. Auf verschiedenen Wegen kamen sie nach Bergerac und Bourdeaux, wo sie bei einer Musterung ihr schönes und mächtiges Heer auf etwa sechstausend Mann zusammengeschmolzen fanden.

Im Rest dieses Winters überließ sich unser Held der Ruhe von den Beschwerden der letzten

Feldzüge. Er verheirathete sich im Januar 1374 zum zweitenmal zu Rennes, mit Johanna von Laval, der einzigen Tochter des Johann von Laval, Sire von Chatillon, und der Elisabeth von Tinteniac. Im Fall er zuerst stürbe, verschrieb er seiner jungen Gemalin den dritten Theil seiner Güter in Bretagne und die ganze Grafschaft Longueville zum lebenslänglichen Genuß, mit Vorbehalt des Eigenthums für seine Erben; Johanna dagegen überließ ihm unter den nämlichen Bedingungen die Schlösser Tinteniac und Montmuran nebst Zubehörungen.

Eilftes Kapitel.

Die Schwäche der Engländer gab dem Herzog von Anjou und unserm Helden gute Gelegenheit, die Angelegenheiten des Königs weiter zu befördern. Mit einer ansehnlichen Macht zogen sie in Guyenne herum, den Grafen von Foix und andere Herren des Landes, die es zeither mit den Engländern gehalten hatten, zur Unterwerfung zu nöthigen. Die Stadt Lourdres wurde mit Sturm erobert, und nun zog man durch Castelbon und Castelneuf gegen die gleichfalls dem Grafen von Foix gehörige Stadt Sault. Allein der Graf, besorgt, daß ein so ansehnliches Heer alle seine Besitzungen erobern möchte, schlug einen Vergleich vor, welchen der Herzog von Anjou auch annahm.

Von hier drangen sie in die englischen Be-

sitzungen vor. Riolle, Langou, St. Macaire und andere, überhaupt gegen vierzig befestigte Plätze wurden weggenommen, und der Botmäßigkeit des Königs unterworfen, worauf der Herzog und der Connetable nach Paris zurückgiengen. Jener wurde vom König zum Statthalter in Bretagne ernannt.

Unterdessen hatte der Herzog von Bretagne einige tausend Mann in England angeworben, und mit diesen war er in sein Land zurück gekommen. St. Mahée und St. Paul von Leon wurden mit Sturm erobert, und Kemperlé oder Quiemperlee belagert, wo sich Olivier von Clisson, der die königlichen Truppen in Bretagne befehligte, weil er sich nicht stark genug hielt, es mit dem Herzog im freien Felde aufzunehmen, mit den Herren von Rohan und Beaumanoir eingeschlossen hatte. Mehrere Angriffe wurden tapfer zurückgeschlagen; aber die Engländer waren besonders nach dem Blute ihres unversöhnlichsten Feindes, des Clisson, so begierig, daß sie den Herzog bestimmten, ihnen auch nicht einmal nur einen achttägigen Waffenstillstand zuzugestehen. Ent-

schlossen, lieber zu sterben, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, mußten sie in jedem Augenblick ihren Untergang befürchten, als zwei Abgeordnete des Herzogs von Lancaster bei den Belagerern erschienen, und ihnen im Namen desselben verboten, keine Feindseligkeiten mehr gegen die Franzosen auszuüben, weil zwischen beiden Kronen ein Waffenstillstand geschlossen worden sei. Der Herzog sah sich also genöthiget, zu seinem großen Mißvergnügen, die Belagerung aufzuheben. Er gieng nach Aurai und von da nach Brest, wo er sich mit seiner Gemalin nach England einschiffte. Hier blieb er aber nicht lange, denn er gieng bald darauf nach Flandern, und blieb dort ein ganzes Jahr.

Der Connetable hatte während dem an den Grenzen von Flandern gestanden, um einen Ueberfall der Flanderer zu verhindern, und auf der Rückkehr die Stadt St. Sauveur le Vicomte in der Normandie erobert. Der König machte ihm mit dieser Stadt und der Herrschaft Pontorson ein Geschenk für sich und seine männlichen Erben,

durch eine unter dem sechszehnten December 1376 ausgefertigte Schenkungsurkunde.

Um diese Zeit starb zu London in einem Alter von fünf und vierzig Jahren der große Prinz von Wales, von ganz Europa unter dem Namen des schwarzen Prinzen verehrt und bewundert. Er war nach dem Ausdruck der alten Geschichtschreiber die Blume der englischen Ritterschaft. Mit einem unerschütterlichen Muth und einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit in der Kriegskunst verband er aufs innigste die freundlichen Eigenschaften der Mäßigung und Menschlichkeit, und auch seine Feinde konnten ihm ihre Liebe und Verehrung nicht versagen. Sein Tod war für England ein eben so großer Verlust, als er für Frankreich Gewinn war, denn es entgieng dadurch, daß ein solcher Sohn nicht einem solchen Vater auf dem Throne folgte, den größten Gefahren. König Carl vergaß bei der Nachricht von diesem Todesfall die gekünstelten Rücksichten der Politik, und von der edleren Rührung des Herzens geleitet, ließ er dem großen Feinde ein prächtiges Leichenfest halten, welchem alle anwesende Prälaten und

die vornehmsten Personen seines Hofes beiwohnen mußten. In England erhielt nun der Sohn des Verstorbenen, Prinz Richard, der schon einige Jahre vorher zum vermuthlichen Thronerben erklärt worden war, im Fall sein Vater vor seinem Großvater mit Tode abgehen sollte, im versammelten Parlemente die Würde eines Prinzen von Wales. Er nahm seinen Sitz über den Herzog von Lancaster und seine übrigen Oheime, die ihn feierlich für den Nachfolger auf dem englischen Thron erkannten und einen Eid ablegten, ihm denselben nimmer streitig zu machen.

Den König selbst schien dieser Verlust zum Frieden geneigter zu machen, und weil der König von Frankreich sich seiner Kränklichkeit wegen auch darnach sehnte, so schickte man von beiden Seiten Bevollmächtigte nach Calais und Boulogne, um darüber zu unterhandeln. Man konnte aber nicht einig werden, und entschloß sich endlich zur Fortsetzung des Kriegs. Der König von Frankreich, als er bemerkte, daß die Friedensunterhandlungen fruchtlos seyn würden, hatte eine zahlreiche Flotte ausrüsten lassen. Diese lief unter dem

Befehl des Johann von Vienne, Admirals von Frankreich, vereinigt mit der castilianischen, unter Ferrant Sa sse, in den letzten Tagen des Junius 1377 aus den französischen Häfen. Sie landeten zuerst an der Insel Wight, und hernach an den englischen Küsten selbst, wurden aber, nachdem sie jene und hier Darmouth, Plymouth und la Rye ausgeplündert hatten, von dem Grafen von Salisbury und Wilhelm von Montaigui zum Rückzug genöthiget. In Southampton hielt sie Johann von Arondel von der Landung ab, dagegen gelang sie ihnen in der Gegend von Douvres. Es kam zu einem heftigen Gefecht, in welchem einige hundert Engländer getödtet, und ihre Anführer zu Gefangenen gemacht wurden. Die Franzosen giengen hierauf wieder unter Segel, und da vernahmen sie von den Gefangenen, daß Eduard der Dritte am drei und zwanzigsten Junius zu Greenwich unerwartet gestorben sei, und Prinz Richard den englischen Thron bestiegen habe. Johann von Vienne schickte sogleich ein Avisschiff nach Harfleur, diese wichtige Nachricht seinem König mitzutheilen, dem sie noch unbekannt war, weil

man seit Eduards Tod in den englischen Häfen noch kein Schiff hatte auslaufen lassen, damit er in Frankreich nicht zu schnell bekannt würde. Er rückte hierauf mit der Flotte gegen Douvres, weil er aber die Engländer unter Anführung der Grafen von Cambridge und von Buckingham, den beiden Oheimen des jungen Königs, wohlgerüstet und in Schlachtordnung fand, kehrte er wieder nach den französischen Küsten zurück.

Zwölftes Kapitel.

Auf die Nachricht von dem Tod des Königs von England beschloß man an dem französischen Hof, die Minderjährigkeit das neuen Königs so viel wie möglich zu benutzen, und man bot alle Kräfte auf, die Engländer von allen Seiten zu beunruhigen. Der Herzog von Burgund und der Marschall von Blainville giengen in die Picardie, und eroberten Ardres, Arduic und Vauclingen nach kurzen Belagerungen durch Capitulation. Der Connetable, der Herzog von Anjou, der Marschall von Sancerre und Yvain von Wales giengen nach Guyenne und belagerten Bergerac. Die Mauern waren aber sehr stark, die Besatzung gut, und der Befehlshaber Perducas von Albret ein tapferer und erfahrner Kriegsmann. Die Belagerung zog sich in die Länge. Endlich ließ der Connetable

zu la Reole eine besondere zum Schleudern großer Steine eingerichtete Sturmmaschiene, in welcher hundert Mann vor allen Beschädigungen geschützt waren, erbauen. Johann von Bueil wurde mit dreihundert Lanzenknechten abgeschickt, sie herbeizuholen. Thomas Felleton, Seneschall von Bourdeaux, welcher mit ohngefähr sechshundert Mann im Felde stand, erhielt Nachricht davon, und daß Bueil schon oberhalb Bergerac mit dieser Maschine über den Fluß gegangen sei. Sogleich machte er sich nach Yvret, welches die Franzosen nothwendig passiren mußten, auf den Weg, und es gelang ihm, unbemerkt von Yvain von Wales, Peter von Mornai, Thibaut du Pont und Heliot de Callac, welche der Connetable mit zweihundert Lanzenknechten abgeschickt hatte, ihn zu beobachten, dahin zu kommen, und sich in Hinterhalt zu legen. Bueil kam an, wurde glücklich und unerwartet überfallen, und schon neigte sich der Sieg auf Felletons Seite, als die Knechte, welche bei dem Gepäck geblieben waren, durch eine glückliche Kriegslist ihre Herren retteten. Unter dem beständigen Geschrei: Mutter Gottes,

Guesclin! drangen sie auf die Engländer ein, welche dadurch eben so sehr den Muth verloren, als die Ihrigen gewannen. In demselben Augenblick erschien auch Yvain von Wales, welcher von dem Gefecht Nachricht erhalten hatte, mit seinen Gefährten, die sich wüthend auf die Feinde stürzten. Zwar vertheidigten sich diese mit der größten Tapferkeit, und Thibaut du Pont und Heliot de Callac, zwei tapfere Bretagner, blieben auf dem Platz; endlich aber wurden die Engländer doch besiegt, Thomas Felleton und Wilhelm de Lignac gefangen genommen, und die Maschiene unbeschädigt ins Lager gebracht.

Das Heer stellte sich nun in Schlachtordnung, die Trompeten ertönten und man rückte gegen die Stadt. Schon begann der Sturm, und die Einwohner standen nebst der Besatzung auf den Mauern, sich zu vertheidigen, als unser Held mit einem Herold herbeikam, und sie mit folgenden Worten anredete: Hättet ihr meinem Rathe gefolgt, so wären wir heute noch gute Freunde, und ich wäre nicht in der unangenehmen Nothwendigkeit, euch angreifen zu müssen. Eure Macht ist mit der

meinigen nicht zu vergleichen, und wenn ihr dieses bedenkt, und die Hoffnungen, welche ihr habt, wenn ihr euch ergebt, gegen die Besorgnisse, mit welchen ein Sturm euch droht, in Anschlag bringt: so wäre es thöricht, wenn ihr uns länger widerstehen wolltet. Erkennt also eure zeitherige Verblendung, und höret auf, euch dem besten der Könige zu widersetzen, der euch wie seine Unterthanen behandeln, und die Privilegien eurer Stadt vermehren wird. Die Engländer können sich selbst nicht helfen, da ihre besten Anführer unsere Gefangene sind; wie wollten sie euch helfen? Endlich erinnert euch, daß wir gekommen sind, euch von einer fremden Herrschaft zu befreien, denn unsre Fahnen sind auch die eurigen, und unsere Sache ist so anerkannt gerecht, daß sich selbst die nächsten Anverwandten eures Befehlshabers unter uns befinden.

Die Belagerten hörten diese Anrede mit vieler Aufmerksamkeit, und erbaten sich eine Viertelstunde Bedenkzeit. Der Befehlshaber versuchte zwar, die Eindrücke, welche die Rede unsers Helden gemacht hatte, zu schwächen; als er aber an-

fangen wollte zu reden, rief man ihm entgegen, man wollte sich ergeben, und ihn als einen Feind behandeln, wenn er sich dagegen setzte. Er verließ hierauf nebst der Besatzung die Stadt, gieng über den Fluß, und warf sich in einige Befestigungen, die man am jenseitigen Ufer erbaut hatte.

Die Bürger schickten sogleich eine Deputation in das Lager, und erhielten eine sehr vortheilhafte Capitulation, um andere Städte zur Nachahmung ihres Beispiels zu reizen. Castillon, Sauveterre, Monsegur, Auberoche, St. Macaire und mehrere kleine Plätze ergaben sich nach einigen Angriffen. Alain von la Houssaye und Alain von St. Pol eroberten das Schloß Catillac, und der Herzog von Anjou mit Sturm die Stadt Duras. Er gieng hierauf in Begleitung des Connetable und des größten Theils der Ritterschaft auf einige Zeit nach Toulouse, wo er die Niederkunft seiner Gemalin durch Ringelrennen, Thurniere und andere öffentliche Festlichkeiten feierte. Yvain von Wales, Eustach von la Houssaye, Tresiguidy und einige andere Ritter aus

Bretagne und Poitou blieben aber mit etwa fünfhundert Mann zurück, den Krieg fortzusetzen. Sie belagerten zunächst Mortagne. Während dieser Belagerung wurde der tapfere Yvain von Wales von einem seiner Landsleute, Jakob von Laubé, den er in seine Dienste genommen hatte, ermordet, wie man sagte, auf Veranlassung des englischen Hofs. Bald darauf erschien der Ritter von Neuville an der Spitze von viertausend englischen Bogenschützen, und die Belagerung wurde aufgehoben.

Dreizehntes Kapitel.

Unterdessen hatte der König von Frankreich beschlossen, den Herzog von Bretagne, als einen offenbaren Feind seiner Person und des Reichs, seines Herzogthums nach scheinbarem Recht zu berauben und es der Krone einzuverleiben. Deswegen wurde der Herzog geladen, am vierten December des Jahres 1379 in Person vor dem Parlement zu erscheinen, um seine Einwendungen gegen die gegen ihn zu fassenden Beschlüsse vorzubringen. Als dieser Tag erschienen war, begab sich der König in Begleitung des Dauphins und aller Prinzen vom Geblüt, der Pairs des Reichs, einer Menge Prälaten, Kronbeamten und Hofherren in das Parlement. Nachdem der König seinen Thron und von den übrigen jeder den seinem Range gebührenden Sitz eingenommen

hatte, ertheilte der Advocat des Königs, Canard, dem Thürhüter des Parlements Befehl, an der Thüre des Saals, an der Marmortafel, an dem steinernen Tritt und am Thor des Pallasts den Grafen Johann von Montfort, ehemaligen Herzog von Bretagne, zu rufen. Da nun weder der Herzog in Person, noch ein anderer als sein Sachwalter erschien, klagte ihn der Advocat des Königs des Ungehorsams an, und nachdem er die Empörung des Grafen und die Verbrechen, deren er sich schuldig gemacht habe, weitläuftig aus einander gesetzt hatte, verlangte er, ihn als einen des Lehnsverbrechens angeklagten und überführten Aufrührer zu verurtheilen, sein Herzogthum als verwirkt einzuziehen und der Krone einzuverleiben, den Bewohnern desselben aber zu verbieten, ihn ferner für ihren Herzog zu erkennen.

Johanna von Penthievre, die Wittwe Carls von Blois, von dem Vorhaben des Königs an diesem Tag unterrichtet, hatte die Herren Hüe des Fosses, Olivier de la Ville-Leon, Gottfried von la Motte und Johann le Vayer, und die Doctoren der Rechte Guido von Cleder und Raoul

von Karadens, als Abgeordnete nach Paris geschickt, um bei dieser Gelegenheit ihr Bestes und ihr Recht vor dem Parlement zu vertreten. Diese erklärten, nachdem der Advocat des Königs geendigt hatte, daß sie im Namen der Gräfin Johanna, welche allezeit den Titel einer Herzogin von Bretagne geführet habe, und noch führe, der Einziehung des Herzogthums widersprechen müßten; weil in dem nach dem Ableben ihres Gemals, Carls von Blois, zwischen ihr und dem Herzog von Bretagne zu Guerrande abgeschlossenen Vertrag ausgemacht worden wäre, daß nach Abgang des Herzogs ihre Kinder zur Erbfolge in diesem Herzogthum gelangen sollten. Nicht zu gedenken, daß die Gräfin ihre Einwilligung zu jenem Vergleich nur gezwungen gegeben habe, und der Graf von Montfort nur wie ein Usurpator ihres Vermögens zu betrachten wäre, dessen Besitz ihm weder durch den Tod ihres Gemals, noch ihr Unglück, noch durch jenen Vertrag rechtskräftig bestätigt worden sei: so könne doch, wenn auch dieser Vertrag als rechtsmäßig angenommen würde, diese Einziehung des

Herzogthums nicht statt finden, weil Johann von Montfort wegen des Nießbrauchs desselben noch nicht unveränderlicher Eigenthümer wäre, sondern sein Besitz mit einem beständigen Rückfallsrecht zu Gunsten ihrer Kinder und Erben verbunden sei, wenn sein männlicher Stamm ausstürbe. Da nun der Herzog keine Kinder habe, so sei dieser Fall schon so gut als eingetreten; wollte man aber das Herzogthum der Krone einverleiben, so würden die Kinder der Gräfin, die doch nicht die geringste Schuld an dem Lehnsverbrechen des Herzogs hätten, der Erbschaft ihrer Voreltern beraubt werden.

Hierauf antwortete man von Seiten des Königs: Einwendungen gegen den Vertrag von Guerrande könnten nicht statt haben, denn er sei zum Besten des Friedens nach reiflicher Ueberlegung und Prüfung geschlossen worden; und wenn der Graf von Montfort einigen Punkten desselben nicht nachgekommen sei, so habe es der Gräfin frei gestanden, ihn auf dem Weg Rechtens dazu zu zwingen, der Traktat selbst aber sei nicht für nichtig zu erklären. Aus der Clau-

sel über den Rückfall des Herzogthums an die Gräfin und ihre Kinder folge nichts, denn Johann von Montfort lebe noch, und es sei nicht zu vermuthen, daß er ohne Kinder sterben würde. Jetzt habe er, als wirklicher Herr und Eigenthümer des Herzogthums, dasselbe durch seine Untreue als Vasall an die Krone verloren, jedoch unbeschadet der Rechte, welche die Gräfin und ihre Erben darauf zu haben vermeinten, wenn der männliche Stamm desselben ausgestorben wäre.

Der König sprach hierauf selbst noch mit vieler Beredsamkeit über die Nothwendigkeit, daß Johann von Montfort, wegen seiner Feindseligkeiten gegen das Königreich, seiner tollkühnen und beleidigenden Herausforderung des Königs und der Aufhetzung der Feinde zum Krieg gegen das Vaterland abgesetzt werden müßte. Seine Absetzung und die Einziehung und Einverleibung des Herzogthums ward nun förmlich beschlossen, jedoch fügte man die Clausel bei: Mit Vorbehalt, daß den Kindern Carls von Blois verstattet seyn solle, auf den Fall des gänzlichen Ab-

gangs des männlichen Stammes des Grafen von Montfort, ihre Gerechtsame vorzustellen.

Wenige Tage darauf giengen der Marschall von Sancerre und der Herzog von Bourbon mit Truppen nach Bretagne ab, im Namen des Königs von allen Plätzen und Festungen des Landes Besitz zu nehmen, den Herren des Landes, welche sich der König durch Wohlthaten und Ehrenstellen verbunden glaubte, den gefaßten Beschluß zu übergeben, und die Huldigung von ihnen anzunehmen.

Vierzehntes Kapitel.

Die bretagnischen Herren, ob sie wohl dem König sehr ergeben waren, empfiengen doch diese Nachricht mit großem Mißvergnügen. Ihre Neigung für den Herzog, den letzten Nachkommen ihrer alten Beherrscher, war noch nicht erloschen, und der Gedanke an den Verlust der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes ihnen äußerst unangenehm. Sie glaubten zu bemerken, daß die Achtung, welche man ihnen am französischen Hofe erzeige und erzeigt habe, nur auf Eigennutz gegründet sei, sie von ihrem Herzog abzuziehen, und mußten erwarten, daß diese Achtung aufhören würde, wenn ihr Vaterland eine Provinz des Reichs wäre, und die Gnade, mit welcher man sie überhäuft hätte, bald vertrocknen würde, wenn man ihrer nicht mehr nöthig hätte.

Jedoch reisten einige von ihnen aus Respect gegen den König nach Paris. Die vornehmsten darunter waren Olivier von Clisson, der Vicomte von Rohan, der Graf von Laval, die Herren von Malestroit und Loheac. Der König legte ihnen die Gründe vor, welche ihn bestimmt hätten, ihr Herzogthum mit der Krone zu vereinigen und bemühte sich, ihnen die Vortheile, welche für sie daraus erwachsen müßten, begreiflich zu machen. Ich habe, fuhr er fort, unter Ludwig von Bourbon, dem Marschall von Sancerre, dem Admiral von Vienne und Bureau de la Riviere Truppen in Bretagne, welche befehligt sind, die festen Plätze, die ihr bisher besetzt gehalten habt, von euch in Besitz zu nehmen, um sie gegen die Unternehmungen Johann von Montforts zu vertheidigen, und euch sowohl dieser Bemühung als der damit verknüpften Unkosten zu überheben.

Die Herren, welche mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatten, antworteten im Allgemeinen: sie wären zu Allem bereit, was sein Dienst, das Wohl des Vaterlandes und die Ehre ihrer Waffen verlangte. Nur der Graf von Laval bat

den König, zu bedenken, daß er ein leiblicher Vetter des Herzogs wäre, und ihm also die Natur selbst einen Widerwillen gegen alles einflößen müsse, was den Ruin seines Verwandten beförderte; er möchte doch den Herzog nach seiner gewöhnlichen Gnade behandeln, das Vergangene vergessen und einem Fürsten verzeihen, der die Ehre hätte, auch von des Königs Blute zu seyn, und sich ohne Zweifel für unglücklich hielt, ihm Veranlassung zum Zweifel an seiner Treue gegeben zu haben. Eine gnädige Behandlung würde ihn gewiß zu ewiger Treue und Dankbarkeit verbinden.

Der schlaue König erwiederte in wenigen Worten: Es wäre mir lieb, wenn die Sachen so stünden — brach die Versammlung ab, und verließ die bretagnischen Herren.

Unterdessen waren in Bretagne Bündnisse und Vereinigungen entworfen und unterzeichnet worden, sich der Einziehung des Herzogthums zu widersetzen, und den Herzog wieder zurück zu rufen. Das Volk folgte gerne und willig den Gesinnungen des Adels, und die vornehmsten Städte gaben die

Versicherung, die Unternehmungen desselben zu unterstützen, sobald sich der Herzog wieder im Lande würde sehen lassen. Man gab ihm daher insgeheim Nachricht davon; weil er aber an der Aufrichtigkeit des ihm mitgetheilten Wunsches zweifelte, so schickte man eine förmliche Gesandtschaft an ihn nach England, wohin er, nach einem jährigen Aufenthalt in Flandern, wieder zurückgekehrt war. Die Abgeordneten waren Stephan Gouyon, Roland von Kersalion, Bertelot von Anjoulevent und Johann von Queler. Sie baten den Herzog dringend, seine Zurückkunft nach Bretagne nicht aufzuschieben, und gaben ihm die Versicherung, daß, sobald er ans Land getreten wäre, sich der größte Theil des Adels und die vornehmsten Städte öffentlich für ihn erklären würden.

Nun reiste der Herzog, jedoch nur von wenigen englischen Truppen begleitet, aus England ab. Er landete glücklich bei Guerrande, und wurde, als er ans Land stieg, mit allen Zeichen der Freude und Zuneigung empfangen. Seine Erwartungen blieben auch nicht unerfüllt. Der

Bund, welchen Beaumanoir, die Herren von Montfort, Montafilant und Tournemine zuerst unterzeichnet hatten, hatte sich unterdessen ansehnlich vermehrt. Man hatte einige Truppen geworben und den Sire Amalrich von Fontenai, Stephan Gouyon, Kerimel und la Houssaye zu Anführern ernannt. Die Städte Dinan, Vannes, Rennes fielen ihm sogleich zu. Fast der ganze Adel versammelte sich um ihn, und von den Vornehmsten blieb Niemand auf des Königs Seite, als der Connetable, Rohan, Clisson, Laval und Rochefort. Die bretagnischen Soldaten, die in königlichen Diensten waren, giengen täglich haufenweise davon und zu ihrem Herzog über. Der Herzog von Bourbon war mit den wenigen Truppen, die ihm noch blieben, nicht im Stande, dem Herzog von Bretagne zu widerstehen, welchem täglich Städte und Festungen in die Hände fielen. Bei diesem schlechten Erfolg schrieb der König an den Connetable nach Pontorson, er möchte sich zu den Truppen in Bretagne begeben, nicht sowohl, um den Krieg fortzusetzen, sondern um diese Truppen, die zu weit im Lande

standen, mit Ehren wieder herauszuführen. Er übergab ihm die Leitung dieser ganzen Angelegenheit, und bat ihn, sich zu erinnern, daß er der erste seiner Diener und sein vertrautester Freund sei.

Funfzehntes Kapitel.

Nothgedrungen rückte unser Held mit seinen gewöhnlichen Compagnien und einigen andern, die sich damit vereinigt hatten, in Bretagne ein. Aber die Straßen und Fluren waren nicht mehr wie sonst bei seiner Erscheinung mit Menschen bedeckt, die ihn sehen wollten; er hörte sich nicht mehr den Befreier des Vaterlands und die Zierde desselben nennen; keine Abgeordnete der Städte kamen, ihn einzuladen, keine Besatzungen rückten aus, ihn zu begrüßen. Ueberall, wo er sich näherte, verursachte sein Marsch eine schauerliche Einsamkeit. Statt des frohen Gewühles, welches ihn vormals umgab, floh jetzt alles vor ihm, und überall sah er nur Bilder des Schreckens und Zeichen des öffentlichen Hasses gegen seine Person. Die Thore der Städte waren verschlossen, die

Besatzungen fielen heraus, ihn anzugreifen und als Feind zu behandeln. Die gewohnte Leichtigkeit seiner Siege war verschwunden, denn er kämpfte jetzt gegen die nämlichen Krieger, durch die er seine Siege errang, die von ihm selbst die Unüberwindlichkeit gelernt hatten, und mit einem Wort, er hatte das Unglück, gegen sein Vaterland Krieg zu führen, ein Unglück, welches die Natur mit Fluch und Verwünschungen belastete, wie wir alle auch in unsern Zeiten es bemerken konnten. Viele seiner alten treuen Krieger verließen ihn jetzt, sich mit ihren Landsleuten zu vereinigen und für das Vaterland zu sterben. Der König, weil er glaubte, sich nicht mehr auf die Bretagner verlassen zu dürfen, befahl, alle aus den königlichen Diensten zu beurlauben. Dadurch verlor unser Held noch mehrere seiner Begleiter.

Nicht daran gewöhnt, auf eine so wenig rühmliche Art Krieg zu führen, wuchs sein Mißvergnügen mit jedem Tage. Er bezeugte es dem König unverholen, und bat, entweder nach Hause entlassen, oder an einem andern Ort an-

gestellt zu werden; denn er wäre es müde, das Schrecken seiner Verwandten, seiner Freunde, seiner Landsleute und seiner alten Waffenbrüder zu seyn.

Seine Feinde am Hofe, unter andern auch der Liebling des Königs, Bureau de la Riviere, unterließen nicht, bei dieser Veranlassung zu bemerken, der Connetable habe in dieser Angelegenheit dem König nicht mit derselben Liebe wie sonst gedient, wahrscheinlich weil er mit dem Herzog und seiner Parthei einverstanden wäre. Der König ließ einige Worte fallen, als wenn ihm dieser Verdacht nicht unglaublich sei. Unser Held wurde davon benachrichtiget. Empfindlich beleidigt, erklärte er den übrigen Anführern: unglücklich genug, in den Verdacht der Untreue gefallen zu seyn, werde er von nun an den Degen eines Connetables nicht mehr tragen, sondern den Rest seiner Tage in Spanien zubringen, wo er Güter genug besitze, um zufrieden leben zu können. Er verließ hierauf sogleich das Heer und begab sich nach Pontorson. In einem Schreiben an den

König beklagte er sich über den Schandfleck, welchen böse Menschen seiner Ehre anzuhängen gedächten, bat ihn, seinen Degen zurückzunehmen, und fügte hinzu: Um mir selbst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muß ich behaupten, daß ich bei allen Angelegenheiten den nämlichen Eifer in eurem Dienst gezeigt habe, so daß selbst dieser letzte Krieg, in welchem ich das Mißvergnügen hatte, mein eigenes Vaterland zu verwüsten, weder meinen Eifer noch meinen Gehorsam hat schwächen können.

Der König äußerte ihm in der Antwort darauf die größte Zufriedenheit mit seinem Betragen, und schickte die Herzoge von Anjou und Bourbon nach Pontorson, ihn von seinem Entschluß abzubringen. Der Herzog von Anjou sagte nach einer langen Umarmung: Ihr dürft noch nicht über euch disponiren, mein lieber Vetter; meine Freundschaft wird eurer Eile in den Weg treten. Ich bringe euch von Seiten des Königs den Connetabledegen zurück. Ich und mein Vetter Bourbon bitten euch, ihn anzunehmen, und der ganze Staat wünscht es mit uns.

Mein Entschluß, das Königreich zu verlassen, ist gefaßt, antwortete unser Held. Ich darf nicht mehr darauf denken, einem König zu dienen, der mich der Verrätherei gegen ihn fähig geglaubt hat. Er kann nun das vorige Vertrauen nicht mehr zu mir haben, und ich selbst bin nicht im Stande, meine Empfindlichkeit zu überwinden. Wie? ich sollte wieder an einem Hofe leben, wo man mich der Verrätherei beschuldigt hat, mich, dessen Absichten so rein, dessen Gesinnungen so redlich gewesen sind?

Glaubt mir, lieber Vetter, unterbrach ihn Bourbon, was man dem Konig Nachtheiliges von euch gesagt haben mag, hat nicht den geringsten Eindruck auf ihn gemacht. Er weiß, daß eurer Redlichkeit nichts gleicht als eure Tapferkeit, und beide hält er für unerschütterlich. Folgt also dem Ruf zu eurer alten Stelle, den euch mein Vetter überbracht hat; ein Mann von euren Verdiensten, verdient es, zweimal dazu ernannt zu werden.

Doch er war nicht zu bewegen, von seinem ersten Entschlusse abzugehen. Wenige Stunden

darauf aber überbrachte ihm ein Eilbote Briefschaften vom König, mit der Nachricht, die Engländer hätten die französischen Besatzungen aus den in Guyenne wieder eroberten Plätzen vertrieben — und nur seine Gegenwart allein wäre im Stande, dem geschwächten königlichen Ansehen zu Hülfe zu kommen. Er erwarte es als einen Beweis der Treue von ihm, daß er sein Heer dahin führen werde. Die Prinzen drangen nun aufs neue in ihn, den Wünschen des Königs zu folgen.

Ich habe nie den Gedanken gehabt, erwiederte er endlich, das Reich zu verlassen, ohne von dem König Abschied zu nehmen und meine Unschuld zu beweisen. Gerne will ich die Waffen ergreifen, um in Guyenne den Krieg zu endigen, wo ich ihn anfieng, als ich aus Spanien zurückkam. Alsdann werde ich mich aber auch meines Schwurs, durch welchen ich gelobt habe, das Königreich zu verlassen, entledigen.

Er nahm hierauf den Connetabledegen wieder an, und reiste sogleich zum König. Dieser war sehr erfreut, ihn wieder zu sehen, und rief

ihm entgegen: Mit Mißvergnügen habe ich das Gerücht vernommen, welches meine und meines Landes Feinde ausgesprengt haben, als wäre ich unzufrieden mit euerm Betragen im bretagnischen Krieg. Es ist nur eine Lüge, die man ersonnen hat, um uns zu entzweien, und ich werde Sorge tragen, die Urheber zu erfahren, um Jedermann zu bezeugen, daß ich nie, auch nur einen Augenblick, mit meinem Connetable unzufrieden gewesen bin.

Der Held warf sich dem König zu Füßen und betheuerte, das Leben würde ihm unerträglich gewesen seyn, wenn dieser Verdacht auf ihm geblieben wäre, der auf einmal seinen ganzen Ruhm in Schande verwandelt haben würde.

In einer folgenden Unterredung äußerte sich der König: Ich habe euch aus Bretagne zurückgerufen, weil ich euch dort nicht mehr brauchte. Meine ganze Absicht ist immer nur dahin gegangen, den Herzog von dem Interesse der Feinde abzuziehen. Gerne will ich ihn in seiner Würde erhalten, er mag meinen Schutz zu verdienen suchen und ein guter Franzos werden. Viel=

leicht endet sich dann die Sache besser in der Güte als durch die Waffen. Die Engländer haben eure Abwesenheit benutzt, und in Guyenne fast alle die Städte wieder eingenommen, die ihr erobert hattet. Da ich nun meinem Reiche keine größere Wohlthat erweisen kann, als wenn ich diese Fremdlinge verjage, so müssen wir sie angreifen und wo möglich durch die Vereinigung der Herzen aller meiner Unterthanen wieder in ihre Insel zurückzutreiben suchen. Mein Vertrauen auf euch aber ist so groß, daß wenn der Herzog von Bretagne auch hartnäckig auf englischer Seite bleibt, doch niemand als ihr die Leitung des Kriegs gegen ihn bekommen soll.

Unser Held dankte dem König für dieses Vertrauen, bestärkte ihn in seinen Entschließungen gegen die Engländer, und gab zugleich seine Meinung zu erkennen, daß jeder Angriff auf die Fürsten des Landes die Ruhe und das Glück des ganzen Reichs stören müsse; daß insonderheit die Bretagner, als ein tapferes, stets gegen die Engländer eingenommenes Volk, immer ihren eigenen Fürsten haben müßten, um in ihrem Lan-

de gleichsam eine Pflanzschule guter Soldaten und braver Befehlshaber zu bilden. Dies alles aber würde aufhören, wenn sie kein eigenes Volk mehr seyn, und mit dem Königreich als ein kleiner Theil vereinigt würden. Ueberhaupt sei es für einen großen Monarchen rühmlicher, seine kleineren Nachbarn zu schützen, als ihre Länder mit den seinigen zu vereinigen, weil sie dann keine Gelegenheit vorbeilassen würden, sich gegen den mächtigern Feind zu verbinden. Wir haben es in den letzten Feldzügen gesehen, fuhr er fort, wie groß die Tapferkeit und der Eifer der Bretagner waren, als sie gegen uns fochten, sie, denen der größte Antheil an allen den Siegen gebührt, die ich für euch, Sire! erfochten habe. Ich befürchte bei dem neuen Auftrag, den ihr mir ertheilt habt, diese Bretagner nur allzusehr unter meinen Compagnien zu vermissen. Ohne der Arbeit müde zu seyn, fühle ich doch nun die Last der Jahre. Mein Adler fliegt nicht mehr mit seiner vorigen Leichtigkeit und Stärke, denn mit meinen alten Kriegsgefährten hat man mir meine Schwungfedern genommen. Ich

glaube nicht mehr siegen zu können, seitdem ich durch ein unglückliches Schicksal die Wenigen verlor, durch die ich einst Städte einnahm und Schlachten gewann. —

Einige Thränen entfielen dem Helden, und er vermochte nicht weiter zu sprechen. Der König bemerkte es und sagte: Ich werde niemals die Dienste vergessen, welche die Bretagner mir geleistet haben, und mein Möglichstes thun, sie euch wieder zu verschaffen. Indessen zweifelt nicht, daß die Franzosen, die ich euch mitgebe, ebenfalls ihre Pflicht thun werden, wenn sie unter euch fechten. Und so ziehet denn hin und erweitert wie gewöhnlich die Grenzen meines Reichs. Befehle gebe ich euch nicht mit, denn alles, was ihr thut, ist wohlbesonnen. Ich betrachte euch als die Stütze meiner Krone, die Ehre meines Reichs und die Hoffnung meiner Heere!

Der Connetable traf nun alle Anstalten zu seiner Abreise. Als er von dem König Abschied nahm, rief er aus: Sire! ich schätze mich glücklich, immer euer Diener gewesen zu seyn,

und wünsche in dieser Eigenschaft zu sterben. Mit diesem Wunsche reise ich nach Guyenne, und ich fühle ihn lebhafter als jemals!

So trennte er sich von seinem König, und es war zum letztenmal.

Sechszehntes Kapitel.

Der Connetable eröffnete den Feldzug in den letzten Tagen des Junius 1380 mit der Belagerung von Chateauneuf-de-Rendan, nicht weit von den Städten Mende und Pui. Es lag eine starke Besatzung darin, welche mehrere Angriffe mit großer Tapferkeit zurückschlug. Endlich trat man in Unterhandlungen, und die Belagerten versprachen, die Festung zu übergeben, wenn sie bis zum zwölften Julius nicht entsetzt würde.

Während dieser Belagerung wurde unser Held von einem täglichen Fieber ergriffen. Anfänglich erwarteten seine Aerzte, theils von ihrer Kunst, theils von seiner trefflichen Natur, eine baldige Wiederherstellung; bald aber benahm ihnen die wachsende Heftigkeit des Fiebers und die große Hitze der Jahrszeit diese Hoffnung. Das ganze

Heer versank bei dieser Nachricht in unbeschreiblichen Schmerz. Eine allgemeine Bestürzung herrschte durch das Lager. Man drängte sich zu den Altären, durch Gebete und Gelübde seine Genesung vom Himmel zu erflehen, und selbst die Belagerten, von der Krankheit ihres großen Feindes unterrichtet, stellten öffentliche Prozessionen für diese Genesung an.

Ihn selbst ermahnten Alter und Krankheit, seinen Tod zu erwarten. Er dachte an die Angelegenheiten seiner Seele, stärkte sich durch den Gebrauch der heiligen Sakramente und zeigte in seinem ganzen Betragen, wie der Christ Reue mit der Hoffnung, Vertrauen mit ängstlicher Erwartung vereinigen kann. Er machte hierauf sein Testament, brachte seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung und befahl, sein Herz in die Dominikanerkirche zu Dinan zu bringen. Er ließ sich seinen Connetable-Degen geben, nahm ihn mit der gewohnten Festigkeit in die Hand, und nachdem er ihn lange schweigend betrachtet und auch alle Anwesende ein tiefes Stillschweigen beobachteten, sagte er zu dem Marschall

von Sancerre: Ich habe mich geprüft, indem ich diesen Degen ansah, ob ich ihn immer recht gebrauchte. Ich gestehe, jeder andere würde mehr gethan haben, als ich; aber ich betheure, daß Niemand reinere Absichten hätte haben können. Es thut mir leid, daß ich nicht im Stande gewesen bin, die Feinde aus dem Königreich zu vertreiben, wie ich mir vorgesetzt hatte. Gott hat diesen Ruhm einem andern, einem würdigern aufbehalten. Vielleicht seid ihr es, Herr Marschall, wenigstens wünsche ich es, denn ich weiß, der König hat keinen treuern Diener als euch.

Nachdem er sich hierauf seine Schlafhaube hatte abnehmen lassen, und mit entblößtem Haupte da lag, küßte er den Degen, und fuhr fort: Ich bitte euch, empfangt diesen Degen, und wenn ihr ihn dem König überbringt, so dankt ihm unterthänig für die mir erwiesenen Wohlthaten, und bittet ihn um Verzeihung wegen der Fehler, welche ich durch Unvorsichtigkeit in seinem Dienst gemacht habe. Ich sterbe als sein treuster Diener, und euch sage ich Lebewohl!

Er umarmte den Marschall, der ihm den Degen abnahm und, wie alle Anwesende, vor Thränen kein Wort sprechen konnte.

Rings um sein Bette standen alte verdiente Hauptleute und Anführer, die im Dienste grau geworden waren und mit seinem Tod ihre schönsten Hoffnungen verloren. Mit der letzten Anstrengung wendete er sich auch noch an sie in folgenden Worten: Ob ich wohl alt bin, so hat mich doch der Tod überrascht. — Ich kenne eure Verdienste, und wenn ich Zeit gehabt hätte, so würde ich bei der Gerechtigkeit des Königs nicht vergeblich um eine Belohnung für euch gebeten haben. Aber verzweifelt nicht daran, sondern fahrt fort, sie zu verdienen, denn über kurz oder lang nöthigt das Verdienst das Glück, ihm zu folgen. Vergeßt nie, was ich euch so oft gesagt habe, daß weder die Geistlichen, noch das arme Volk, noch die Weiber eure Feinde sind, sondern daß ihr die Waffen tragt, sie zu beschützen. Diese Ermahnung wiederhole ich noch einmal, indem ich euch das letzte Lebewohl sage!

Nun sprach er nur noch abgebrochene Worte von Gott und göttlichen Dingen, von der Unbeständigkeit des Irdischen, und daß er der Herrlichkeit dieses Lebens gänzlich abgestorben sey und sich schon längst auf diese Veränderung vorbereitet habe. Noch lag er eine Viertelstunde stumm, in der Hand ein Crucifix, aber auch im brechenden Auge noch jenen Zug unerschütterlicher Entschlossenheit. Einige tiefe Seufzer verriethen die Trennung der Seele von dem Körper. Sein Bruder Olivier, der Marschall von Sancerre und Olivier von Mauny umfaßten ihn — und er starb in ihren Armen, am dreizehnten Julius 1380, in der Mittagsstunde, in einem Alter von ohngefähr sechszig Jahren.

Am zwölften Julius sollten die Belagerten vermöge des geschlossenen Vergleichs ihre Stadt an den Connetable übergeben. Am dreizehnten Morgens gieng der Marschall von Sancerre an den Graben und forderte sie nochmals dazu auf. Sie waren bereit, ihrem Versprechen gemäß, dem Connetable die Stadt zu übergeben; verlangten aber, er möchte selbst erscheinen, oder einen durch

sein Siegel beglaubigten Abgeordneten schicken. Der Marschall fand diese Forderung billig, und versprach, in einigen Stunden wieder zu kommen. Als er zurück kam, starb unser Held in seinen Armen. Nun gieng er Nachmittags in Begleitung der englischen Geißeln wieder an die Mauern. Er ließ den Befehlshaber rufen, meldete ihm den Tod des Connetable, und forderte ihn noch einmal auf, entweder ihm oder dem verstorbenen Helden die Stadt zu übergeben, wenn er nicht sehen wollte, wie seinen Geißeln die Köpfe abgeschlagen würden.

Zwar habt ihr kein Recht, erwiederte der Befehlshaber, Etwas von mir zu verlangen, was ich euch nicht versprochen habe; aber dennoch will ich dem Connetable mein Wort halten und das Andenken meines Ueberwinders dadurch ehren, daß ich die Schlüssel einer Stadt auf seinen Sarg lege, die einem andern zu übergeben, ich mich geschämt haben würde.

Der Marschall versprach, daß alle gemachten Versprechungen heilig gehalten werden sollten, und kehrte hierauf ins Lager zurück, um

sowohl da als in der Wohnung des verblichenen Helden die nöthigen Vorbereitungen zum Empfang der Belagerten zu treffen. Das ganze Heer trat in Schlachtordnung, aber nicht mit gesenktem Gewehr und eingezogenen Fahnen, sondern wie im Triumph. Doch diese scheinbare Freude vermochte nicht die allgemeine Betrübniß zu verbergen. Nun zogen die Engländer aus der Festung heraus, mit klingendem Spiel mitten durch das Lager, bis an die Wohnung des Connetable. Der Entseelte lag noch in seinem Sterbebett, von den vornehmsten Rittern und den Herolden umringt, neben ihm der Connetable-Degen entblößt auf einem sammetnen mit goldenen Lilien gestickten Kissen. Der englische Befehlshaber und die andern Hauptleute und Anführer der Besatzung näherten sich dem Bette, warfen sich auf die Kniee nieder, und nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatten, sagte der erstere: Ich bin nicht gekommen, diesem todten und unempfindlichen Leichnam solche Ehre zu erweisen, sondern der unsterblichen Seele des Helden, der allein mich zwingen konnte, den

Franzosen eine Stadt zu übergeben, die ich dem König von England zu erhalten geschworen hatte! — Er legte hierauf die Schlüßel der Stadt zu den Füßen des Verstorbenen nieder und trat weinend zurück.

Nun ließ der Marschall von Sancerre den Leichnam des Helden einbalsamiren und in die Kirche der Franziskaner zu Puy in Auvergne bringen. Dort wurden seine Eingeweide beerdigt und der Leichnam blieb einige Tage ausgesetzt, um Seelenmessen zu lesen und Alles vorzubereiten, ihn weiter nach Bretagne in sein Erbbegräbniß zu führen.

Ganz Frankreich wurde durch diesen Todesfall in Betrübniß versetzt, und selbst die Engländer betrauerten den großmüthigsten und edelsten Feind, den sie jemals gehabt hatten. Ueberall wo der Leichenzug durchgieng, begleitete ihn das Volk weinend und betend. Die Bischöffe und Geistlichen empfiengen ihn in den Hauptkirchen, hielten ihm Lobreden und nennten ihn das Heil von Frankreich und den Vater des Vaterlandes. Der König empfieng die Nach-

richt von dem Tode des geliebten Helden mit unbeschreiblichem Schmerz. Um das Andenken desselben nach Verdienst zu ehren und sich auch im Tode nicht von ihm zu trennen, befahl er, den großen Todten nach St. Denis zu bringen und unmittelbar neben der Gruft, welche er für sich selbst hätte machen lassen, und wo auch schon seine Gemalin ruhte, beizusetzen. Der Leichenzug nahm also von Mans aus den Weg nach Paris, und nun wurde die Leiche auf ausdrücklichen königlichen Befehl mit solchen Feierlichkeiten geehrt, wie es den königlichen Leichen zu geschehen pflegt. Die Hauptstadt machte sich gefaßt, ihren Schmerz ebenfalls öffentlich an den Tag zu legen; weil aber die Bewegungen einer so großen Stadt immer gefährlich sind, so wurde die Leiche heimlich von St. Cloud aus, rechts an Paris vorbei, nach St. Denis gebracht. Die Todtenmesse wurde hier mit königlicher Pracht gefeiert. Die Herzoge von Anjou, Berry, Bourgogne und Bourbon wohnten ihr in tiefer Trauer bei, begleitet von den vornehmsten Personen des Reichs.

Das Grab ist unter einem kleinen Bogen zu den Füßen Karls des Fünften befindlich, dabei ein Grabmal von schwarzem Marmor, und auf demselben die Gestalt des Helden in Lebensgröße, aus weißem Marmor. Sonst brannte eine ewige Lampe dabei, die in unsern Zeiten wahrscheinlich verloschen ist, aber nicht das Andenken dessen, dem zu Ehren sie brannte; denn bey den Thaten der Helden, die wir den Kriegsruhm seines Vaterlandes unsterblich machen sahen, erinnerte sich ein dankbares Volk auch der Helden der Vorwelt und namentlich des großen Bertrand Du Guesclin. Am Rande seines Grabes steht folgende Inschrift:

„Hier liegt Messire Bertrand Du Guesclin, Graf von Longueville, Connetable von Frankreich, gestorben bei Chastelneuf de Rendan in Givodan, in der Landvogtei Beaucaire, am 13 Julius, 1380."

N a c h s c h r i f t.

Ruhe nun wohl, tapfrer Mann, menschlicher Held! Du warst alles, was ein Mann, zum Krieger geboren und erzogen, in Deinem Zeitalter und unter Deinen Verhältnissen seyn oder werden konnte. Mögen diese kunstlosen Blätter Dir und Deines Andenkens nicht ganz unwürdig seyn. Sie können es, wenn sie im Stande sind, denen, die Dich noch nicht genug kannten, ein treues Bild, ein redender Spiegel Deiner großen Seele, Deines herrlichen Gemüths zu werden. Dann enthalten sie in und durch sich selbst die schönste Lobrede auf dich. Statt dessen aber, was ich noch hätte sagen oder man von mir erwarten können, möge einer Deiner geistvollsten Landsleute unsres Zeitalters einige Worte sprechen, im Geiste Deines Vaterlandes und Deines Volks. C h a m f o r t sagte in der Lobrede auf C u r n e d e S t e P a l a y e bei Gelegenheit seiner Geschichte des Ritterwesens:

„Er wünschte öfter in den Seelen dieser Krieger einige Züge jenes patriotischen, von edlem Gemeingeist beseelten Heroismus zu finden, der allein den Ruhm großer Männer reinigt und verewigt, indem er ihn einem ganzen Volke werth, ihren Namen bei ihrem Leben, ihr Andenken nach ihrem Tod zum öffentlichen Gut, zu einem Erbtheil der Nazion macht. O Du-Guesclin! dies war Dein wahrer, Dein schönster Ruhm! Du, der Du in Deiner letzten Stunde den Führern deines Heeres zuriefst: „das Glück des Volkes zu beherzigen." Wenn ein Feind, wenn ein Engländer kömmt, auf deinen Sarg die Schlüssel einer Stadt niederzulegen, die Dein Name allein noch belagerte, wenn er nur Deinem großen Namen, nur Deinem Schatten sie ausliefern will: — dann staune ich an den Glanz, die Talente und den mächtigen Ruhm des geschickten Feldherrn — aber ach! — wenn ich höre, wie dieser nämliche Du-Guesclin krank und auf dem Todtenbette liegend, durch das

laute Jammern der Krieger und des Volkes hindurch, in der feindlichen Stadt, die er belagert, das Zeichen der öffentlichen Gebete geben hört, die dort für seine Genesung zum Himmel geschickt werden; wenn ich endlich das ganze Frankreich — ich sage, das Volk, bestürzt von Stadt zu Stadt dem heiligen Sarge folgen sehe, den die Thränen der Armen benetzten — — o nur in die freie Huldigung eines ganzen gerührten, erschütterten Volks hat der Himmel den wahren Ruhm gelegt!"

„Laßt uns nicht mehr klagen nach einem solchen Zug, der würdig wäre, die Jahrbücher der Griechen und Römer zu ehren! — Laßt uns nicht mehr klagen, sage ich, nicht öfter in unserer Geschichte Beispiele eines so reinen, so rührenden Heroismus zu finden. — Kann uns dies überraschen? Müssen wir nicht vielmehr staunen, daß in diesen beweinenswürdigen Zeiten der Tyrannei und Knechtschaft, beide gleich herabwürdigend für die herrschenden Classen — ein

Krieger des vierzehnten Jahrhunderts in seiner großen Seele schon dieses Gefühl von alles umfassender Menschenliebe fand, welches die Quelle alles gesellschaftlichen Glükkes ist? — Wer sollte nicht staunen, daß ein Soldat, dem alle Geistesbildung bis auf die schwächsten Vorbegriffe so fremd war, dem Geist eines Fenelon so voreilen konnte, welcher drei Jahrhunderte nachher der Moral dies Gefühl der Menschenliebe abborgte, um es in die Staatskunst überzutragen, welche endlich anfängt, sich mit dem Wohl der Völker zu beschäftigen? —"

Leicht sei Dir die Erde, tapferer Mann, menschlicher Held! Von Deinen ersten Kinderspielen an, im wilden Gedränge und den leicht vorübergehenden Träumen des Lebens, beim Steigen und Sinken desselben, sahen wir in Dir ein vollkommenes Muster der edelsten Tugenden, nicht allein des Mannes Deines Standes und Berufs, sondern des Menschen. Der Krieger war tapfer und kühn, ohne verwegen zu seyn, schlau

ohne Hinterlist, streng, aber nicht tyrannisch gegen seine Untergebenen, gerecht gegen die Feinde! Dein lebhafter Geist, immer thätig, wachsam und besonnen, wußte sich in allen Lagen und Umständen zu helfen, Glück und Unglück mit gleicher Mäßigung zu ertragen. Du liebtest die Religion ohne Fanatism, ehrtest die Tugend, wo Du sie fandst, hattest ein tiefes Gefühl für fremde Leiden, warst treu in Deinen Versprechungen und freigebig bis zur Verschwendung. Gerecht gegen fremdes Verdienst, verkanntest Du nie Deinen eigenen Werth; zu stolz, um unwahr zu seyn, warst Du jederzeit offen und freimüthig, und Fürstengunst vermochte nicht, die Stimme der Wahrheit in Dir zum Schweigen zu bringen! —

Und diese Seele, dieses Gemüth entblühte von Kindheit an gleichsam aus sich selbst und ohne äußere Pflege; denn wir sahen, wie seine Erziehung vernachlässiget wurde; und ist den übereinstimmenden Versicherungen mehrerer seiner Zeitgenossen zu trauen, so konnte dieser außerordentliche

Mann kaum lesen und gar nicht schreiben. Er war einer jener Hochbegünstigten, welche Alles sich selbst verdanken; denn das Glück hat wenig Antheil an seinem Ruhm und seiner allmäligen Erhebung von einem gemeinen Edelmann bis zu der ersten Stelle Frankreichs, nach der des Königs, gehabt. Selbst sein Aeußeres war von der Natur vernachlässiget, und nicht dazu gemacht, ihn zu empfehlen. Diese schöne Seele wohnte in einem fehlerhaften Körper. Er selbst hielt sich, wie man sich erinnern wird, für den häßlichsten Ritter in Frankreich. Seine Gestalt war von mittlerer Größe, aber stark von Knochen und ramassirt, der Kopf klein, das Gesicht dick und von der Sonne verbrannt, die Stirn breit und hoch, die Augen hervorliegend, ihr Blick rauh und wild, die Augenbraunen dicht und wie das widerstrebende Haar von schwarzer Farbe. Ein kurzer Hals steckte etwas tief zwischen den hohen und breiten Schultern, die Arme waren lang und mager, aber nervigt, die Hände kurz, aber breit. Der einzige äußere

Ausdruck seines Innern lag in einer angenehmen, sanften und wohlklingenden Stimme! —

Noch einer allgemeinen Bemerkung kann man sich bei dem letzten Blick auf den Zeitgrund des Lebens und der Thaten dieses großen Mannes nicht enthalten. Zwei mächtige Völker unseres Erdtheils standen damals, wie in unsern Tagen, gegeneinander in den Waffen; damals, wie jetzt, machte dieser Kampf selbst in dem Charakter des Zeitgeistes tiefe Eindrücke. Bei dem Tode unseres Helden hatte dieser Kampf schon funfzig blutige Jahre gedauert, und noch funfzig andere folgten, ehe die alte Zwietracht gesättigt wurde. Ohne dem Urtheil meiner Leser vorgreifen zu wollen, wünschte ich doch, daß jeder sich am Ende die Frage aufwerfen möchte: Wie behandelten sich die von jeher durch alte Feindschaft und tiefen Nationalhaß entzweiten Völker Europas als Feinde in den rauh und wild gescholtenen Zeiten des barbarischen Mittelalters — und wie in dem gerühmten Zeitalter der Huma-

nität und Philosophie? — Vielleicht wären es doch nicht die erkünstelten Hervorbringungen des menschlichen Geistes und die zufälligen Erscheinungen äußerer Bildung oder Cultur; nicht der Schimmer hochgerühmter Civilisation und Aufklärung, — die den richtigen und würdigen Maßstab für den innern Werth des Geistes der Zeiten, Quantität und Qualität sittlicher und menschlicher Bildung abgeben können! —

Auch für die historische Darstellung würde ein umfassendes Gemälde dieses blutigen Jahrhunderts gerade durch diesen Gesichtspunkt eine gleich anziehende dramatische wie epische Einheit erhalten, deren Genuß eben so lehrreich als anziehend werden müßte. Was die vorigen Blätter, gleichsam der 2te Akt des großen Drama, nicht enthalten konnten, würde sich zwanglos in die Lebensbeschreibungen drei anderer großen Menschengestalten desselben verweben lassen. Der erste Akt könnte in der Geschichte des uns nun schon wohlbekannten schwarzen Prinzen die ersten Auftritte der großen Handlung

schildern, und im Fortgang derselben mit den Zeichnungen aus Bertrands Leben vereinigt, den zweiten bilden; der dritte würde in den Thaten des Marschalls von Frankreich Johann le Maingre, genannt Baucicaut die unsers Helden fortsetzen und zugleich zeigen, wie der Geist der Chevallerie die fernsten Staaten Europas in Verbindung brachte und auf seinen Ruf die Ritter Frankreichs vor den Thoren von Constantinopel bluteten. Und der letzte Akt des großen Trauerspiels, wie könnte er rührender und ergreifender seyn, als in der wunderbaren Erscheinung und dem grausamen Märtirertod des Heldenmädchens von Orleans! —

Sind die vorigen Blätter ihres Helden nicht unwerth, und schenken die, deren Urtheil Achtung verdient, ihnen einigen Beifall: so werde ich mich berufen fühlen, auch dem großen Prinzen von Wales, dem geistvollen Baucicaut und der liebenswürdigen Johanne ein ähnliches Denkmal zu errichten. Mit diesen Vorsätzen, unter solchen Hoffnungen lege ich jetzt die Feder nieder, und

Bayerische Staatsbibliothek München

damit noch eine Seele außer mir diese Blätter gleichsam wie ein Eigenthum betrachte, weihe ich sie Dir, geliebte Freundin! Nimm sie eben so freundlich auf, wie die erste Sammlung dieser Umrisse alter Sitten und Thaten. Die Spuren vom leisen Tritt des Geistes der Zeiten werden Dir auch hier nicht unbemerkt bleiben; auch hier wirst Du in der bunten Verwirrung des Menschenlebens jene wunderbare Verknüpfung des Schicksals wiederfinden, durch welche höchstes Leben überall zur Poesie wird. Scheint auch des Sommers Hitze die Jugendblüthen des Frühlings zu zerstören und sinkt unter den Stürmen des Herbstes die Sonne des Lebens in ewige Nacht: — das Höchste bleibt dennoch! Grab und Vergangenheit vermögen nicht, es zu verhüllen! —

Geschrieben zu Oberweimar,
im Herbst, 1801.

Majer.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Majer, Friedrich,

Bertrand Du-Guesclin romantische Biographie

Bd.: 2

Bremen (1802)

P.o.germ. 895 u-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114326-7